

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

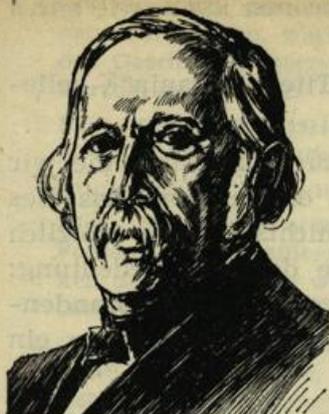
**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 7 (1968)

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**

Nf 1272



# FONTANE BLÄTTER

Band 1, Heft 7

1968

THEODOR FONTANE

## Unveröffentlichter Brief an Friedrich Eggers

Dienstag. [1853]

Mein lieber Eggers.<sup>1</sup>

Nachdem ich durch hunderttausend Schnurrpfeifereien endlich glücklich hindurch bin, muß nun das „Jahrbuch“<sup>2</sup> mit Macht in Angriff genommen werden. Ich komme zu Dir mit zweierlei Anfragen, einmal mit solchen, die sich direkt an Dich richten, zweitens mit Vorstellungen, die eigentlich für Kugler<sup>3</sup> bestimmt sind, die ich aber im Hinblick auf seine Krankheit jetzt (persönlich) vorzutragen unterlasse. Da Du indeß den Stand der Sachen in 242 tagtäglich übersiehst, so bitt' ich Dich, die betreffenden Fragen an K. so bald zu richten, als es ohne Nachtheil für ihn geschehen kann.

Zunächst Deine eigene Mitarbeiterschaft! Wie steht's damit?! Deine beiden Concurrnz-Balladen<sup>4</sup> hab' ich durchgelesen, zum Theil mit *großer* Befriedigung, aber doch nicht mit *durchgängiger*. Mir scheint (trotz Kugler) „Heralda“ besser zu sein; es ist reicher an Schönheiten. Der Grundgedanke in „Radgar“ ist vortrefflich, doch tritt er nicht schlagend genug hervor. Meine Anfrage an Dich geht nun dahin, ob Du Dich – vorausgesetzt, daß wir uns über einzelne Schwächen einigen – zu einer kleinen Umarbeitung des einen oder andern Gedichtes verstehen würdest.

Ferner: wie steht's mit einer Künstler-Biographie?! Kriege einen Lebenden beim Schopf, oder lasse die Todten auferstehen, gleichviel! nur schaffe irgend was. Ich seh einer bestimmten Erklärung über diesen

Punkt von Dir entgegen, damit ich ohngefähr berechnen kann, wie sich's mit dem Raume macht.

Nun also für Kugler. Zuerst, wie gefällt ihm der Titel „Ascania“<sup>5</sup>, belletristisches Jahrbuch usw.

Weil wir nämlich alle zwischen Elbe und Oder zu Hause sind, die wir uns an dem Buche betheiligen, so sucht' ich nach einem Wort, das dies *Landsmannschaftliche* ausdrücken möge. Ich fand nichts, bis mir plötzlich obriges Wort durch den Kopf schoß. Es hat eine doppelte Bedeutung: einmal: weil das Buch in *Dessau* erscheint, dann, weil die Mark Brandenburg ursprünglich Besitzthum der *Askanier*<sup>6</sup> war. Jedenfalls ist es ein hübsches Wort.

Weiter! Ich bin doch (zum Theil, um dem Buche den Charakter eines norddeutschen Musen-Almanachs zu leihn) der Meinung, daß es gut wäre, noch ein paar gute Poeten mit heranzuziehen, namentlich auch *Lyriker*, damit wir nicht in unserem Balladenfett ersticken. Ich proponiere zuvörderst *Paul* den Römer<sup>7</sup>, der irgend was 'rausrücken' muß; er wird doch in Jahr und Tag ein paar Liedchen geschriebend haben! 2) *Otto Roquette*<sup>8</sup> (dessen Breitschlagung *Du* übernehmen würdest), 3) *Claus Groth*<sup>9</sup>, an den ich mich wenden werde, sobald ich durch Storm seine Adresse erfahre, 4) *Scherenberg*<sup>10</sup>, der doch nun'mal — und trotz meiner Opposition, mit vollem Recht — sein Publikum hat und eine gewisse Monotonie unserer Arbeiten mit Glück unterbrechen würde. Lepel<sup>11</sup> oder ich müßten ihn angehn. Auch von *Storm*<sup>12</sup> hoff' ich, noch kleine Sachen los zu eisen. Kann ich mir von K. die Merckelschen<sup>13</sup> Opera vielleicht holen lassen?!

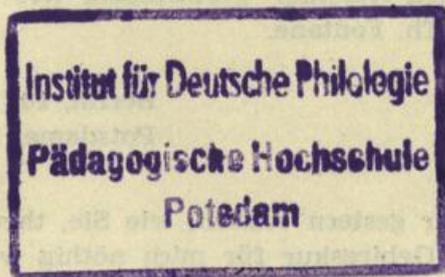
Dein Lafontaine

### Anmerkungen

- 1 Friedrich Eggers (1819—1872). Gründer des „Deutschen Kunstblatts“. Professor an der Akademie der Künste zu Berlin.
- 2 *Argo*. Belletristisches Jahrbuch. (1857—1860: Album für Kunst und Dichtung.) Hrsg. v. Theodor Fontane und Franz Kugler. (1857—1860: Friedrich Eggers, Theodor Hosemann und Franz Kugler. 1858—1860: Friedrich Eggers, Theodor Hosemann, Bernhard von Lepel). 1854. 1857—1860. Dessau (1857—1860: Breslau) 1854. 1857—1860.
- 3 Franz Kugler (1808—1858). Kunsthistoriker.
- 4 Friedrich Eggers veröffentlichte im Jahrgang 1854 die beiden Balladen „Haralda“ und „König Radgar“.
- 5 Fontanes Vorschlag setzte sich nicht durch. Siehe auch Hermann Fricke: Die „Argonauten“ von Berlin. Zur Geschichte eines literarischen Unternehmens. — In: *Der Bär von Berlin*. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins. 1964, S. 27—49.

- 6 Die Askanier, genannt nach dem Stammsitz Askanien, einer ehemaligen Burg bei Aschersleben, waren von 1134—1320 Markgrafen von Brandenburg. Ein Zweig des Geschlechts herrschte bis 1918 in Dessau, der Hauptstadt des ehemaligen Herzogtums Anhalt.
- 7 Paul Heyse (1830—1914), Dramatiker und Novellist, veröffentlichte im Jahrbuch 1854 „La Rabbiata“ und „Lieder aus Sorrent“.
- 8 Otto Roquette (1824—1896), Literaturwissenschaftler, lieferte keinen Beitrag.
- 9 Klaus Groth (1819—1899), Dichter plattdeutscher Mundart, der 1891 mit Theodor Fontane den „Schillerpreis“ erhielt, lieferte für das Jahrbuch 1854 keinen Artikel, da er erkrankt war. Wir finden ihn im Jahrgang 1857 mit zwei Gedichten: „Schippers Fru“ und „Inne Fremde“ vertreten.
- 10 Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881), über den Fontane 1885 ein Buch unter dem Titel „Ch. F. Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860“ herausgab, lieferte für den Jahrgang 1857 seinen ersten Beitrag „Des alten Seglers Heimkehr“.
- 11 Bernhard von Lepel (1818—1885), enger Freund Fontanes, stiftete den Beitrag „Thomas Cranmers Tod“.
- 12 Theodor Storm (1817—1888) veröffentlichte die Gedichte „Im Herbst 1850“, „Abschied“, „Trost“, „Mai“, „Nachts“, „Aus der Marsch“ und „Gode Nacht“.
- 13 Von Wilhelm von Merckel (1803—1861) finden wir im Jahrbuch 1854 „Ein Freund“, „Die Abdankung Karls des Fünften“ und „Der Frack des Herrn von Chergal“.

— J. Sch. —



1968.359

THEODOR FONTANE

**Zwei unveröffentlichte Briefe an Dr. Karl Eggers**

Berlin, 10. Juli 1875,  
Potsdamer Straße 134 c

Theuerster Senator<sup>1</sup>.

Besten Dank für Ihre liebenswürdigen und auf dem Felde guten Humors gewachsenen Zeilen vom 6., ebenso für das *zweite* schöngebundene Exemplar der „Tremsen“. Ich werde *gewiß* und mit vielem Vergnügen darüber schreiben; es enthält Sachen, die zu meinen Lieblingsstücken in unsrer Literatur gehören und sich vor dem Besten und Höchsten nicht zu verkriechen brauchen. Über dergleichen, auch wenn der Name Eggers nicht auf dem Titelblatte steht, schreibt man immer gern. Nur bitt' ich herzlich, mich mit meinem Kriegsbuche<sup>2</sup> erst ins Klare kommen zu lassen, was freilich bis in den November hinein dauern wird. Dann weg „mit's Milletär“ und wieder ein civiler Civilist.

Die dunkle Lazarusfrage<sup>3</sup> löst sich wohl so. Er wird von dieser Vorrede muthmaßlich gar nicht gesprochen, sicherlich aber sie nicht gemeint haben. Wie man hier so schön sagt, „es schwante ihm wohl“, daß er an irgend etwas Friedel'schem<sup>4</sup>, oder auf Friede Bezug-habendes, mit herumgepusst habe, und dies ist richtig. So viel ich weiß, hat er an den Statuten zur Eggers-Stiftung fleißig, ja entscheidend mitgearbeitet und hierauf werden sich die Mienenspiele bezogen haben, die meine Frau beobachtet haben will.

Ergeh es Ihnen in der norddeutschen Tiefebene ebenso gut, wie in dem Meraner Gebirgsthal und kehren Sie zu herbstlichen Rütli-Sitzungen, wenn Sie dieselben nicht wieder überschlagen, frisch und munter zurück. Ergebenste Empfehlungen an Frau Gemahlin. Wie immer Ihr freundschaftlich ergebenster Th. Fontane.

Haben Sie Wilbrandts „Fridolin“<sup>5</sup> schon gelesen? Die beil. Kritik hat wahrscheinlich Ludovica Hesekei<sup>6</sup> geschrieben. Wie immer Ihr freundschaftlich ergebenster Th. Fontane.

Berlin, 16. Mai 1877,  
Potsdamer Straße 134 c

Theuerster Barkhusen<sup>7</sup>.

Der Chevalier<sup>8</sup> hat mir gestern erzählt, wie Sie, theuerster Senator, im Fall eine Bade- oder Gebirgskur für mich nöthig werden sollte, bereit sein würden, mir die nöthigen Mittel vorzustrecken. Ich danke Ihnen sehr herzlich für dies freundschaftliche Anerbieten, das ich, unter Umständen, mit Freuden acceptieren würde. Aber wie Anno 70 ein Sachse

zu mir sagte: „es sitzt diefer“. Mit Bad und Brunnen ist mir nicht mehr beizukommen und die Bergluft, die ich brauche, ist nicht in den Alpen zu Hause.<sup>9</sup> In aufrichtiger Ergebenheit, Ihr Th. Fontane.

### Anmerkungen

- 1 Dr. Karl Friedrich Eggers (1826—1900), jüngerer Bruder von Friedrich Eggers, Senator in Rostock. Verfasser plattdeutscher Gedichte „Tremsen“ (1875). Tunnelname „Barkhusen“, vollendete die große Biographie über Chr. D. Rauch, die sein 1872 verstorbener Bruder begonnen hatte.
- 2 Theodor Fontane: „Der Krieg gegen Frankreich 1870—1871“. Bd. 1. 2. Berlin: Decker 1873—1876.
- 3 Moritz Lazarus (1824—1903), Professor und Tunnelmitglied.
- 4 Friedrich Eggers (1819—1872).
- 5 Adolf Wilbrandt (1827—1911), Schriftsteller. Friedrich Eggers wurde von Wilbrandt in seiner Geschichte „Fridolins heimliche Ehe“ frei nach dem Leben gezeichnet.
- 6 Ludovica Hesekei (1847—1889), Romanschriftstellerin, Tochter von George Hesekei.
- 7 Barkhusen war der Tunnelname von Karl Eggers.
- 8 Chevalier war der Tunnelname von Karl Zöllner (1821—1897).
- 9 Fontane vermerkt in seinem Tagebuch, daß er bis Ende März 1877 den 2. Band seines Romans „Vor dem Sturm“ schrieb. „Nun aber kam Krankheit; ich wurde recht elend und war erst Mitte Mai wieder leidlich im Gange“. Im August verbrachte Fontane im Harz „drei sehr angenehme Wochen“.

— J. Sch. —

**„Ich bin der Mann der langen Briefe“**

Bekanntes und Unbekanntes über Fontanes Briefe

(Es handelt sich um den gekürzten Text eines Vortrages, der am 23. Februar 1968 im Fontane-Archiv gehalten wurde.)

Theodor Fontane war nicht sicher, ob sich „talent épistolaire“ am Ende mit e schreibt oder nicht, aber er verfügte souverän über das, was er so gern mit dem französischen Wort bezeichnete: das Briefschreibetalent. Er hat es durch sechs Jahrzehnte hin mit Fleiß geübt und mit Sorgfalt kultiviert, und wir verdanken ihm eine heute noch nicht recht überschaubare Fülle von Briefen.

Allein an seine Frau will der Dichter zehntausend Briefe geschrieben haben. Sicher übertrieb er dabei ein wenig; wenn man jedoch berücksichtigt, daß praktisch die gesamte Korrespondenz aus der fünfjährigen Brautzeit nach Emilie Fontanes Tod ungelesen verbrannt werden mußte und daß Frau Emilie offensichtlich zahlreiche weitere Briefe und ganze Briefzyklen selbst vernichtet hat, dann rückt jene Angabe durchaus aus dem Bereich des gänzlich Unwahrscheinlichen. Auch im Briefwechsel mit seinen Kindern und seinen Freunden klaffen bekanntlich empfindliche Lücken. Zahlreiche Korrespondenzen, die er mit Sicherheit führte, sind nicht überliefert, und überdies dürften auch in Zukunft Briefe aus Privatbesitz auftauchen. Es ist daher schwer, die Gesamtzahl der Briefe zu schätzen, die Fontane im Laufe seines Lebens geschrieben hat. Fest steht, daß ungefähr 5000 Briefe erhalten sind, und vermutet werden darf, daß er mindestens die doppelte Anzahl geschrieben hat. Wenn man bedenkt, daß von Lessing nicht ganz 600, von Lichtenberg rund 800, von Schiller etwa 2000, von Heine 1400, von Keller 1300 und von Storm etwa 3000 Briefe bekannt sind, dann weist sich Fontane schon durch die Quantität seines Briefwerkes als einer der fleißigsten Epistolographen der deutschen Literatur aus. Er kann sich selbst mit den 13 500 Briefen, die Goethe, und den rund 20 000 Briefen, die Thomas Mann zum Absender hatten, messen.

Diese imponierende Zahl von 5000 Briefen, die sich – ich muß das wiederholen – nur auf das zugängliche Minimum bezieht, verleiht einer gelegentlichen Bemerkung Fontanes Glaubwürdigkeit, nach der die einzig absolute Promptheit seines Lebens die briefschreiberische gewesen sei.

Entscheidend scheint mir, daß Fontane diese „Briefbeantwortungspromptheit“ nie als Belastung, sondern stets als Tugend empfand. Er war, wie er es einmal formuliert hat, in seinem eigenen Herzen geradezu „Brief-

schwärmer“, und zwar als Leser *und* als Schreiber. Brieflicher Kontakt blieb ihm ein Lebenlang Herzens- und Geistesbedürfnis, Briefe zu schreiben war ihm künstlerische Passion. „Briefschreibetage“ bildeten einen festen Bestandteil seines Arbeitsprogramms, und wenn sie nicht gerade der „furchtbaren Dichter-Repräsentationskorrespondenz“ gewidmet werden mußten, dann waren diese Tage die erquickenden Ruhestationen in einem arbeitsreichen Dichteralltag. Im November 1893, mitten in der Manuskriptarbeit an „Effi Briest“, notiert er: „Dies ist der dritte Wochentag und auch der dritte Briefschreibetag; ich erhole mich dabei, nachdem ich mich an meinem Roman ... ganz dumm korrigiert habe.“ Mit sichtlichem Vergnügen berichtet er von der „Applanierung eines Briefberges“, der sich zu seinem siebzigsten Geburtstag aufgehäuft hat. Selbst in Zeiten des „totalen Abattuseins“, der „Nervenpleiten“, der körperlichen Beschwerden, die ihn mit zunehmendem Alter häufiger zu schaffen machten, rafft er sich zu ein paar freundlichen Zeilen auf. Denn der Brief war für ihn eine Form der „lichtgebenden Debatte“, der geistigen Anregung, der direkten Beziehung zur Umwelt. „Eigentlich“, bemerkt er am 24. April 1894, „wohnt mir die Neigung inne – wie ich auch im persönlichen Verkehr sehr plauderhaft bin –, auf solchen interessanten Brief, der zehn Fragen anregt, gleich zu antworten: ich habe mir's aber abgewöhnt, abgewöhnen müssen, weil man sonst in einer richtigen Korrespondenz drin sitzt, man weiß nicht wie...“

Fontane erlegte sich keineswegs bei allen Partnern eine solche Selbstbeschränkung auf. Im Briefwechsel mit seiner Familie, vor allem mit seiner Frau, forderte er für seine Briefleidenschaft ganz andere Opfer. Er entwickelte zeitweise ein präzis terminiertes Korrespondenzprogramm, dessen Einhaltung er mit fast pedantischer Sorgfalt überwachte. Es gab feste Briefftage, meist der Mittwoch und der Sonnabend, und er hielt Frau Emilie regelmäßig an, auch ihrerseits die bewußten Schreibtermine genau zu beachten. An diesen Tagen war dann über die „normalen“ Angelegenheiten der Familie und der Bekanntschaft zu referieren. Besondere Ereignisse wurden dagegen nicht in diesen Briefen erörtert, und Fontane ließ dergleichen Ereignisse gern stattfinden, wenn Frau Emilie verreist war. So entging er den direkten Auseinandersetzungen und konnte statt dessen die Eloquenz seiner Briefe ins Feld des Ehezwistes führen. Ein beredtes Beispiel für die Trennung von Alltäglichem und Außerordentlichem ist der Brief vom 11. Mai 1870, in dem Fontane seiner in London weilenden Frau eröffnet, daß er seine Stellung bei der Kreuzzeitung aufgegeben habe. Emilie wird in einem Postskriptum zu folgendem Verfahren aufgefordert: „Schreibe mir am Sonnabend einige ruhige Zeilen als Antwort. Unsre gewöhnliche Korrespondenz erleidet keine Störung oder Änderung. Ich schreibe am Sonnabend wie immer

und Du antwortest am Montag. Der heutige Brief und Deine Antwort darauf sind nur eingeschobene Extras.“ Derartige Anweisungen finden sich zu Dutzenden, meist sind sie allerdings in den bisherigen Briefaufgaben gestrichen worden. Gelegentlich setzt Fontane sogar andere Briefpartner unter moralischen Druck, um sie zu einer bestimmten Regelmäßigkeit in der Korrespondenz zu zwingen. So schreibt er an Wilhelm von Merckel: „Da mir sehr daran liegt, daß mein Alter das einliegende Briefchen erhält, so bitt ich Sie herzlich darum, mich gleich mit einer Zeile wissen zu lassen, ob dieser Brief angekommen ist. Bin ich am Montag ohne Antwort, so weiß ich, daß er das Schicksal so manchen Vorgängers geteilt hat.“ Was blieb Merckel anders übrig, als den geforderten Brief umgehend zu schreiben!

Dieses streng organisierte System des Briefwechsels mag für seine Freunde mitunter lästig gewesen sein, allerdings wurden sie durch Fontanes eigene Briefe auch reichlich entschädigt. Denn er war eine Persönlichkeit von Profil, ein Mensch mit reichen Erfahrungen, sicherem Urteil und einer „tiefen, so recht aus dem Herzen kommenden Humanität“ — wenn man dieses Wort über den alten Stechlin auf den Dichter übertragen darf. So präsentiert er sich in seinen zahllosen Briefgesprächen immer wieder als ein faszinierender Partner. Er wußte sehr genau um sein Talent, mit dem er ja auch als Schöpfer seiner großen Romangespäche brillierte. „Ich bilde mir ein“, sagt er in einem Brief an Martha Fontane vom 24. August 1882, „daß nach dieser Seite hin eine meiner Forcen liegt und daß ich auch die Besten (unter den *Lebenden* die Besten) auf diesem Gebiet übertreffe. Meine ganze Aufmerksamkeit ist darauf gerichtet, die Menschen so sprechen zu lassen, wie sie *wirklich* sprechen. Das Geistreiche (was ein bißchen arrogant klingt) geht mir am leichtesten aus der Feder; ich bin — auch darin meine französische Abstammung verratend — im Sprechen wie im Schreiben ein Causeur, aber weil ich vor allem ein Künstler bin, weiß ich genau, wo die geistreiche Causerie hingehört und wo *nicht*.“ Was hier auf „Schach von Wuthenow“ bezogen wird, gilt mutatis mutandis auch für die Briefe, an die Fontane künstlerische Ansprüche stellte.

„Ja, was heißt Briefschreibetalent!“ fragt er am 25. Juni 1889 seine Tochter. „Es ist damit wie mit allem; eine Norm gibt es nicht. Der kleine Notizenbrief kann sehr nett sein, und ich kann mit Vergnügen lesen, daß der Kanarienvogel bei Herrlichs (dies ist aber bloß Supposition, ich will dem Tierchen nichts nachreden) zwei Eier ausgebrütet hat oder daß Fips geschoren wurde, erst halb und dann ganz, oder daß die Mackeldeyschen Mamsells es abgelehnt haben, ein ‚schieres‘ Karbonadenstück zu verkaufen und jetzt auf ruhige Mit-Knochen-Hinnahme bestehn, aber ich kann doch nicht zugeben, daß diese Form der Briefschreibung die alleinseligmachende Kirche sei. Dabei fällt mir ein kleines

Erlebnis ein, das sich hier paßlich einreihet. Ich ging gestern heimlich (was denn auch später moniert wurde) zu Mey und Edlich, um mir einen kleinen schwarzen Sommerrock für 10 M. zu kaufen. Was auch geschah. „Aber wird er passen?“ — „Oh, wir werden gleich sehn!“ Ich nahm dies als eine Aufforderung, was es auch war, mußte in der Haltung der jungen Dame aber doch irgendeine mich dirigierende Bewegung übersehen haben, denn als ich jetzt Miene machte, mich in conspectu omnium und im Bewußtsein eines eben erst angezogenen schneeweißen Hemdes, meines schwarzen Tuchrocks entkleiden wollte, traf mich ein Angstblick, der etwa ausdrückte: „Mein Herr, dies ist keine Badeanstalt.“ Ich folgte ihr nun beschämt durch allerhand dunkle Korridore, bis ich endlich an einen männlichen Schneider abgeliefert wurde. Nun aber komme ich auf mein Thema zurück und sage, man kann auch sein talent épistolaire ... in Reflexionen, philosophischen Betrachtungen, Bildern, Vergleichen, Angriffen und Verteidigungen zeigen.“

Dieser Brief an die Tochter ist selbst die klassische Praxis der Theorie, die er zu formulieren sucht. Die Einheit von pikanter Anekdote und geistreich daran geknüpftem Rasonnement ist typisch für Fontanes Briefe. Er stellt die Reflexion weit über die Mitteilung, er gibt Meinungen statt Fakten, er plaudert verbindlich, wo andere nur berichten, er läßt sich von Belanglosigkeiten zu amüsanten oder höchst bedenkenswerten Assoziationen anregen. Ja, er meinte sogar, daß er „bei Nicht-Stoff in der Regel besser schriebe als bei viel Stoff“. Daher erweist sich der reine Informationsgehalt Fontanescher Briefe meist als gering. Wie wenig Aufschluß sie beispielsweise über die detaillierte Entstehungsgeschichte seiner Werke, vor allem der Romane und Erzählungen, geben, überrascht immer wieder. Gewiß, es finden sich recht interessante Selbstdeutungen, aber die werkgeschichtlichen Hinweise sind denkbar spärlich. Selbst die so bekenntnisreiche Alterskorrespondenz mit Georg Friedlaender, die die vierzehn fruchtbarsten Jahre des Erzählers Fontane begleitet, enthält nur wenig Angaben in dieser Richtung.

Ähnliches läßt sich auch beim jungen Fontane beobachten, und der Briefwechsel mit Wolfsohn oder Lepel bleibt unter diesem Aspekt ebenso unergiebig; denn schon der frühe Fontane bekannte sich nachdrücklich zur *literarischen* Form des Briefes, wenn er selbst in dieser Zeit auch noch zahlreiche „Notizenbriefe“ verfaßt hat. Am 18. Februar 1858 schrieb er an Wilhelm von Merckel: „Briefe sind gemeinhin bloße Kosthäppchen, die den Appetit anregen, statt ihn zu befriedigen. Selten ist es einem beschert, sich vor einem Briefe wie vor einem wohl servierten Diner niederzusetzen und ein Dutzend Gänge (darunter allerhand Lieblingsspeisen) mit wachsendem Behagen zu sich nehmen zu können.“

Fontane bereitete seinen Partnern mit jedem seiner Briefe ein solches literarisches Diner. Jedesmal stellt er sich neu auf den Adressaten ein,

und selbst wenn er fünf oder sechs Briefe hintereinander schrieb, wiederholte er sich nie. Mit bezaubernder Verbindlichkeit sucht er das jeweils Gemeinsame zu treffen, knüpft er mit Charme, mit Ironie, mit Humor und dem unvergleichlichen „Bummelton“ eine pointierte Anekdote, einen drastischen Vergleich, wohl auch einmal eine kleine Frivolität, oft genug aber auch einen ausgefeilten essayistischen Exkurs an.

Der faszinierend saloppe „Bummelton“ scheint dabei Ausdruck eines frisch drauflos schreibenden Naturtalents zu sein, aber dieser Schein trügt, und was sich da so ungezwungen gibt, ist oft genug das Ergebnis intensiver schriftstellerischer Arbeit. „Sie mögen daraus ersehen“, erklärte Fontane einmal im Hinblick auf seine Theaterrezensionen, „daß ich es nicht leicht nehme und mitunter da, wo das Publikum glaubt, ich kalauere oder mache einen Bummelwitz, am allerwenigsten.“ Dieses Wort gilt auch für die Briefe. Sicher weniger für die Familienbriefe, sehr häufig indessen für die Briefe an Freunde und Bekannte. Entwürfe, die sich zufällig erhalten haben, bestätigen anschaulich Fontanes Aussage. Noch im hohen Alter und selbst bei langjährigen Korrespondenzpartnern konzipierte Fontane viele seiner Briefe, ehe er ihnen, wie er zu sagen pflegte, den Stil anputzte. Das Fontane-Archiv besitzt ein überaus eindrucksvolles Dokument dieser Art in dem Entwurf eines Briefes an Paul Heyse: Das Brouillon unterscheidet sich in nichts von einer Seite Romanmanuskript, es ist durchkorrigiert, als sei es zur Veröffentlichung bestimmt. Fontane fühlte sich verpflichtet, auch seinen Briefen letzten literarischen Schliff und aparte Form zu geben.

Mit guten Gründen bezeichnete Fontane seine Briefe gern als „Manuskripte“, als „kleine literarische Arbeiten“, und was sind sie in ihrer Mehrzahl anderes als köstliche Brief-Kunstwerke, als stilistische Kabinetstücke? Sie besitzen literarischen Eigenwert, sind Teil des künstlerischen Gesamtwerks und gehören zum Schönsten, was die deutsche, ja die europäische Briefliteratur hervorgebracht hat. Und was Fontane zu Lebzeiten mit seinen Romanen meist nicht beschieden war, das erreichten die Familienbriefe: sie brachten es in wenigen Jahren auf zahlreiche Auflagen. Fontane verschenkte mit seinen Briefen tatsächlich kleine Kunstwerke, und er bekannte sich freudig zu dieser altmodischen „Form der Briefschreibung“. „Die Leute von heut sind lukrativer“, schrieb er am 6. Oktober 1853 an Theodor Storm; „wenn man sich derlei Dinge zurechtgelegt hat, so macht man einen Aufsatz daraus, den man sich mit zehn Talern preußisch bezahlen läßt.“ Fontane hatte die zehn Taler preußisch mehr als einmal dringend gebraucht, und mit seinen Briefen ist ihm sozusagen ein Vermögen durch die Lappen gegangen. Doch dies kümmerte ihn wenig; er war ein Fanatiker des Briefes, und den Briefen konnte er an Substanz nichts abknapsen. „Talent épistolaire oblige“, war sein Wahlspruch, das Briefschreibetalent verpflichtet, und

so ließ er sich immer wieder hinreißen, über einen simplen Fakt zu reflektieren, eine Banalität durch Assoziation aufzuwerten, kurzum, etwas Originelles zur schriftlichen Unterhaltung beizusteuern.

Freilich engagierte ihn, wie er gestand, jeder kleine Diput im Sprechen wie im Schreiben vollständig, nahm selbst von seinen Sinnen Besitz und ließ ihn kaum sehen, ob sein Partner noch dasaß oder sich schon zum Gehen anschickte. Und so verplauderte er sich denn mit größter Regelmäßigkeit, schrieb acht oder zwölf Seiten lange Briefe und brachte die „Hauptsache“ – eine Anfrage, eine Auskunft – nur mit Mühe und für den Adressaten kaum zu entziffern auf den Rändern seiner Briefe unter.

An dieser überaus rationellen Nutzung des Papiers sind eigentlich die meisten Briefe Theodor Fontanes leicht zu erkennen. Kaum ein zweiter beherrschte so virtuos die Kunst, auf Briefrändern zu schreiben. Mitunter scheint er seine Zeilen absichtlich schmal gehalten zu haben, um besonders breite Ränder zu erzielen, ja, es gibt Briefe, in denen der Text auf dem Rande genauso umfangreich ist wie der auf der Mitte des Bogens. Fontane entwickelte eine regelrechte Architektur der Randbeschriftung, die man genau kennen muß, um den Text hintereinander lesen zu können.

Die Seiten werden zunächst normal beschrieben, danach beginnt er bei der jeweils letzten Seite die linken Ränder quer zu benutzen, bis er wieder auf der ersten Seite ankommt. Da dieser Querrand nur selten ausreicht, wird der Brief nun noch um 180 Grad gedreht und der freie Raum am Briefkopf mit zwei Schriftblöcken gefüllt, in deren Trichter Anrede und Datum hoffnungslos verschwinden. Wenn auch dies noch nicht ausreicht, kommen die oberen Ränder der Innenseiten an die Reihe oder – der Dichter entschließt sich, doch noch einen neuen Bogen anzufangen.

Eine ganz besondere Leistung dieser Art ist für mich immer wieder der Brief an Wilhelm Hertz vom 17. Juni 1866, dessen Schluß an nicht weniger als sechs verschiedenen Stellen des Briefkopfes untergebracht ist. Freilich ist dieser Brief ausnahmsweise auch mit Bleistift niedergeschrieben und deshalb sozusagen nicht „echt“. Denn Briefe – und natürlich auch Manuskripte – schrieb Fontane nur mit Schwanenfedern, die der Geheime Expeditionssekretär des Königlichen Hofjagdamtes August Peege ihm lieferte und die er sich bis ins Alter selbst sorgfältig zu schneiden pflegte. Und aus diesen Federn floß jene schwungvolle und verschnörkelte Handschrift, die seine Briefe auch kalligraphisch so attraktiv machen, nicht zuletzt dann, wenn die Ränder einmal zufällig frei blieben.

Zu der charakteristischen Topographie Fontanescher Briefe gehört ein Kuriosum, das ich in diesem Zusammenhang erwähnen muß. Es gibt einen Brief an Bernhard von Lepel vom Jahre 1846, der zunächst mit blauer Tinte horizontal, danach mit roter Tinte vertikal, das heißt quer durch den blauen Text geschrieben ist. Natürlich fehlen trotz dieser ungewöhnlichen Methode, Papier zu sparen, auch hier nicht die eng bekrizelten Ränder, ohne die Fontane nun einmal nicht auszukommen schien.

Auch diese wenigen Hinweise auf Schreibgewohnheiten dokumentieren das Unverwechselbare Fontanescher Briefe, unterstreichen vom Formalen her ihre Spezifik.

Sosehr das Briefschreiben indes eine Art literarischer Tätigkeit für Fontane war, sowenig sind seine Briefe etwa aus der Distanz heraus geschrieben, und sosehr sie als epistolographische Kunstwerke stilisiert sind, sowenig büßen sie an Unmittelbarkeit, Frische und Wahrheit ein. Fontanes Briefe sind bei aller kunstvoll-bewußten Plauderei stets unverfälschter „Aus- und Abdruck einer Stimmung“. Schon 1846 wird Bernhard von Lepel für einen Brief aus Italien gelobt, weil „einem aus jedem Wort der Schreiber leibhaftig vor die Augen tritt“. Und 1851 gibt Fontane seinem Freund Friedrich Witte den ausdrücklichen Rat: „Räsionieren Sie sich doch mal in einem Briefe tüchtig aus; Sie sollen sehn, es wird einem wohler danach.“ Als „Beichten“ dieser Art hat Fontane stets seine Briefe empfunden. „... Du weißt“, heißt es unter dem 17. April 1852 in einem Brief an seine Frau, „ich kann nichts sprechen und schreiben, was mir nicht von Herzen geht.“

Erst diese Einheit von subtiler Briefkunst und intellektueller Redlichkeit macht den eigentlichen Zauber und das menschlich Sympathische Fontanescher Briefe aus. Natürlich medisiert auch er Dritten gegenüber gelegentlich über Freunde und Bekannte, aber eigentlich taktisch bestimmte, wegen irgendwelcher Rücksichten unaufrichtige Briefe hat er nicht verfaßt. Lieber brach er unerquickliche Verbindungen konsequent ab. In diesem Sinne erfüllen Fontanes Briefe ganz und gar die hohen Ansprüche, die Goethe, selbst ein passionierter Briefschreiber, an den Brief stellte. „Briefe“, so meinte er, „gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. ... Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“

Als „dauernde Spuren eines Daseins“ wertete Fontane den Brief auch als Briefleser. „... in meinem eigensten Herzen bin ich geradezu Briefschwärmer und ziehe sie, weil des Menschen Eigenstes und Echtestes

gebend, jedem andern historischen Stoff vor. All meine geschichtliche Schreiberei auch in den Kriegsbüchern stützt sich im besten und wesentlichen immer auf Briefe.“ Dieses Bekenntnis ist leicht nachzuprüfen. Ein Blick in die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ überzeugt, wie oft sich der Autor auf briefliche Zeugnisse stützt, wie oft er Briefe, die er aufgefunden, abdruckt. Aber auch für sein Romanwerk waren ihm Briefe unentbehrlich. Im Dezember 1865, während der Vorbereitungen zu seinem ersten Roman, „Vor dem Sturm“, schreibt er an Friedrich Wilhelm Holtze: „Alles Biographische wäre mir sehr willkommen; doch mache ich mir wenig aus den Biographien der Berühmtheiten und ziehe die Biographien verhältnismäßig kleiner Leute (Biographien, die allerdings sehr rar sind) weit vor... Briefe, die damals von in Berlin und in der Mark lebenden Leuten geschrieben wurden, würden mein bestes Material sein.“ Und Briefe, eigene wie fremde, waren tatsächlich sein bestes Material. Man muß einmal verfolgen, wie Fontanes Briefe aus Thale an seine Frau bis in wörtliche Formulierungen in seinen Roman „Cécile“ eingegangen sind oder wie der Dichter die Fabel für „Unwiederbringlich“ dem Brief einer Geheimrätin Brunne- mann entnimmt. Interessant ist aber auch, die sozusagen dramaturgische Funktion von eingestreuten Briefen in den Romanen selbst zu beobachten und zu analysieren. Diese Briefeinlagen sind nie Verlegenheitslösungen, sondern stets bewußte Kunstgriffe. Man denke an die beiden resümierenden Briefe in „Schach von Wuthenow“, die im kunstvoll geführten Spiel der Meinungen über den Fall Schach das Schlußwort sprechen, oder man erinnere sich an das 35. Kapitel von „Effi Briest“, wo in der Konfrontation des ministeriellen Ernennungsschreibens mit dem treuherzigen, menschlich so stark berührenden Brief der Roswitha Gellenhagen, die um den Hund Rollo bittet, die ganze Problematik des Romans noch einmal deutlich wird und Insetten und Wüllersdorf nach Lektüre des Briefes sich zu dem Bekenntnis durchringen: „... die ist uns über.“

Wir verstehen jetzt, warum Fontane Briefe jedem anderen historischen Stoff vorzog, und wir dürfen uns getrost seiner Praxis anschließen, dürfen seinen Briefen den Vorzug vor allen anderen autobiographischen Dokumenten geben oder sie doch als überaus wertvolle Ergänzung betrachten. Seine Autobiographien retuschieren manches aus der Rückschau, und ohnehin erfassen sie nur die frühen Jahre. Die Briefe hingegen vermitteln ein Persönlichkeitsbild von imposanter Farbigkeit und faszinierender Plastizität, das Bild eines Lebens, in dem sich zugleich die Geschichte eines halben Jahrhunderts spiegelt. Fontanes Briefe kommentieren mit persönlichem Engagement die gesellschaftliche Entwicklung, und sie sind ein unausschöpfbares Kompendium von Urteilen und Charakteristiken über Zeitgenossen aus Politik und Kultur.

Natürlich lassen sich hier nicht einmal die Umrisse jener Themen nachzeichnen. Ich muß mich auf einige Komplexe beschränken, die mir repräsentativ zu sein scheinen.

Ich sprach eingangs schon davon, daß Fontane wohl die meisten seiner Briefe an seine Frau gerichtet hat, die er übrigens als fleißige und talentierte Brieffschreiberin sehr schätzte. Es wäre ein reizvolles Unternehmen, Fontanes Ehe in seinen und Frau Emilies Briefen darzustellen. Sie hatten es nicht leicht miteinander, und Verstimmungen, unerquickliche Streitereien, ja ernste Krisen überschatteten so manche Woche, ja manches Jahr. Aber sie wurden nie irre aneinander, was die folgende Briefstelle aus dem Jahre 1876 beweisen möge. „Ich erwarte Dich mit alter Liebe, die ich immer für Dich in meinem Herzen habe, auch wenn ich Dir die bittersten Dinge sage, Dinge, die ich leider auch heute nicht zurücknehmen kann. Denn die Zuneigung ist etwas Rätselvolles, die mit der Gutheißung dessen, was der andre tut, in keinem notwendigen Zusammenhange steht. Natürlich wird es bei gebildeten Menschen immer dahin kommen, daß die Gutheißung den natürlichen Herzenszug unterstützt und, umgekehrt, wenn sie konsequent ausbleibt, diesen Herzenszug auswurzelt und tötet.“ Beide wußten, daß es weniger die Unzulänglichkeiten des Charakters als die Mißgunst der Verhältnisse, die Unsicherheit der Schriftstellerexistenz waren, die die zermürbenden Reibereien verursachten. „Ich habe nie etwas andres wie Not und Verlegenheit vor Augen gehabt“, heißt es in einem Brief aus London, „und mitunter ist es mir ein Rätsel, daß ich mit einer gewissen Frische über all die Misere hinweggekommen bin. Wie einem Menschen zumute ist, der auskommt, der soviel hat, wie er braucht, diesen normalen Zustand, in dem sich früher alle redlichen Menschen befunden haben, hab ich erst hier kennengelernt.“ Das Thema wird 1859, unmittelbar nach der Rückkehr aus London, wieder aufgenommen. Fontane schreibt an seine Frau, die mit den Kindern noch in London zurückgeblieben ist: „Wenn es doch bestimmt wäre, daß uns dies gute Einvernehmen, das glückliche Verhältnis der letzten anderthalb Jahre erhalten bliebe! Ich würde fest daran glauben, wenn wir hier einer einigermaßen gesicherten Existenz entgegengingen, aber es ist doch mindestens fraglich, ob unsrer eine solche harrt.“

Fontanes Zweifel erwiesen sich als nur zu berechtigt, die Sicherheit blieb aus, und wieder war die schriftstellerische Arbeit die wichtigste Erwerbsquelle der Familie Fontane. Wieder und wieder suchte er seiner Frau seinen Standpunkt zu erläutern, sein Verhältnis zur Familie zu erklären.

Die schwersten Belastungen brachten die siebziger Jahre, als Fontane seine Redakteurstelle bei der Kreuzzeitung und später den Posten eines Ersten Sekretärs an der Akademie der Künste aufgab. Frau Emilie hatte

in diesen Positionen regelmäßige Einnahmen, materielle Sicherheit und nicht zuletzt Erhöhung des Sozialprestiges gesehen, und es bedurfte vieler, vieler Briefe, um sie zu überzeugen, daß „es damit nichts sei“. — Ich muß es mit diesen Andeutungen bewenden lassen, will aber noch einen Brief einschalten, der charakteristisch ist für die Atmosphäre im Hause Fontane. Am 9. August 1874 schreibt Fontane an Emilie Zöllner: „Ich habe aber noch einen zweiten Grund, weshalb ich schreibe, den wichtigeren, das Schweigen meiner Frau zu entschuldigen. Sie ist seit über 8 Tagen krank. Die ersten 3 Tage nahm ich es als eine jener landläufigen Verstimmungen, die den Krokodilpanzer meines Gleichmuts nicht mehr durchstechen, bis ich am 4. Tage gewahr wurde, daß der Wind ernstlicher blies. Ich zog also den Ehemann aus und den Doktor an und bin endlich heute, mit Hilfe ‚höllischer Latwergen‘, des bösen Feindes Herr geworden. Sie ist aber immer noch angegriffen, und zwar echt und wirklich. Man muß dies eigens hervorheben, denn es ist dies eins der ältesten Gebiete, auf denen der Kampf zwischen Idealismus und Realismus tobt. Es gibt, schlecht gerechnet, ebenso viele falsche Migräne wie falsche Zöpfe. Und das will was sagen.“

An solchen Bemerkungen besticht immer wieder die Unvoreingenommenheit und die Offenheit, mit der Fontane sich selbst und seine Welt sieht. Diese Eigenschaften, die mit Gefühlskälte nichts zu tun haben, machen Fontanes Briefe vor allem als Spiegel seiner politischen Entwicklung außerordentlich aufschlußreich. Er hat sich darin — um sein Wort zu wiederholen — stets gründlich „ausräsoniert“, oft gründlicher, als es bis jetzt bekannt ist. In den vierziger und den frühen fünfziger Jahren empfing Bernhard von Lepel die politischen Bekenntnisse, in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre trat das Ehepaar Merckel an Lepels Stelle. Nach 1870 übernahm das Dobbertiner Stiftsfräulein Mathilde von Rohr mehr und mehr die Rolle des Beichtpartners. Seit 1884 entwickelte sich dann die große politische Essayistik in den Briefen an Friedlaender, und in den letzten Lebensjahren vertraute der Dichter vor allem dem Londoner Arzt James Morris, einem Bekannten aus alten England-Tagen, seine in langen Jahren gereiften Ansichten an. All diese Briefe erweisen eine überraschende Kontinuität seiner Entwicklung und rücken die oft rigoros vorgenommene Trennung von „jungem“ und „altem“ Fontane in ein neues Licht. Man muß einmal, um auch hier nur ein Beispiel herauszugreifen, jenen Brief an Henriette von Merckel über den Sepoy-Aufstand in Indien mit den Briefen an den Londoner Arzt James Morris aus den Jahren 1896/97 über den Kolonialismus vergleichen. „Man hat ein Volk, das, in ähnlicher Weise wie die Italiener, Anspruch auf unsre Sympathien, auf Bewunderung seiner hohen Geistesgaben hat, oft mit Brutalität, immer aber mit stupider Selbstüberschätzung niedergetreten, und ich freue mich stets, wenn in Fällen solcher

oder ähnlicher Unbill der Rückschlag kommt und wenn die getretene Schlange siegreich nach jener Stelle zischt, wo die überlegene, aber rohe Kraft verwundbar geblieben ist. Mein Herz jubelt stets, wenn ein getretes Volk, Christ oder Heide, seine Bedrücker niederwirft ... Ich sympathisiere mit dem Widerstand der alten Sachsen, aber ich habe gleichzeitig Respekt vor jenem Kaiser Carol, der mit Blut und Feuer taufte. *Das war seine Mission.* Diese englische Kattun-Mission aber mit etwas spackem Christentum und Unzucht und Opiumkisten mag auch ein Werkzeug in der Hand des Höchsten sein, aber ich kann mich ebenso wenig dafür begeistern wie für die Taten des Schweinetreibers und Quartanerhelden Pizarro.“

Diese Sätze – beiläufig gesagt: der Inhalt eines Briefrandes – hören sich an, als stammten sie vom „alten Fontane“, aber sie stehen in einem Brief vom 20. September 1857 und sind leider noch immer von beklemmender Aktualität.

Gerade die Briefe aus den fünfziger Jahren, die Thomas Mann im Hinblick auf die zweifellos höher entwickelte Briefkunst des späten Fontane als „unbeträchtlich“ bezeichnet hat, werfen ein klärendes Licht auf jenen „Konformismus“, zu dem sich Fontane aus nackter Existenznot bequemen mußte und den man nicht leichtfertig mit Fontanes angeblichem Preußensängertum identifizieren sollte. Wie erschütternd ist jener Brief vom 30. Oktober 1851, in dem er Bernhard von Lepel mitteilt, er habe sich für 30 Silberlinge der Reaktion verkauft, weil er als anständiger Mensch nicht durchkommen könne. Keinem ist das „bißchen Überzeugungsoffer“ schwerer geworden als Fontane. „Man hat vor den gewöhnlichen Lumpenhunden nur das voraus“, schrieb er am 1. November 1850 ebenfalls an Lepel, „daß man wie der wittenbergstudierte Hamlet sich über seine Lumpenschaft vollkommen klar ist.“ Um mit Frau und Kind nicht buchstäblich zu verhungern, mußte er an jenem „Manteuffelschen Hexenbrei“ reaktionärer Politik sozusagen publizistisch mitkochen, wohl wissend, daß er damit seinen Ruf ruiniere. Bei seinen Freunden hat er sich jeweils für derartige offiziöse Äußerungen entschuldigt. „Es bleibt einem nichts übrig, als sich mit dem Geist in die Vergangenheit und mit dem Herzen in den Freundes- und Familienkreis zu flüchten – das geschieht denn auch und geschehe immer mehr. Ich hab es rechts und links und in der Mitte versucht ... , hol's der Teufel.“

Gleichwohl hatte sich Fontane mit Preußen zu arrangieren. Als Korrespondent Manteuffelscher Zeitungen hielt er sich in England auf, doch seine privaten Briefe aus London sind eine einzige bittere Klage über die „poplige Unteroffizierswirtschaft“ der preußischen Behörden, sind eine literarische Dokumentation über Borniertheit und Bürokratie. Hier – in den aufreibenden Streitigkeiten um eine bescheidene Gehaltszulage,

um gerechte Behandlung und Anerkennung seines Talents —, hier liegen die Wurzeln für Fontanes Entfremdung vom Preußentum. Aus der persönlichen Erfahrung eines Mannes, der sich als Preuße fühlte, erwuchs die politisch-weltanschauliche Kritik am Preußentum. Ein Brief an Mathilde von Rohr aus dem Jahre 1870 spricht das unverhohlen aus: „Möglich, daß dergleichen im preußischen Bürokratismus alle Tage vorkommt, aber wenn dem so ist, so ist es mir nur ein Beweis mehr, daß dies wohlgerühmte Zopfpreußentum mit seinem Dünkel, seiner Filzerei und seiner Grobheit wenig paßt zu dem Zuge meines Herzens.

Es ist mir nicht lieb, diesen Brief, der einen Ton anschlägt, wie ihn meine Briefe im allgemeinen nicht haben, so ganz ohne irgendein ausgestrecktes rotes Fähnchen, so ohne ein Zeichen der Freude an Sie gelangen zu lassen. Aber diese letzten acht Wochen mit Krankheit, Ärger, Sorge, Enttäuschung liegen so öde und trist hinter mir, daß ich weit zurückgreifen muß, um wieder bei einer Oase anzulangen.“

Wer Fontanes Briefe im Zusammenhang liest, dem erschließt sich in der organischen Entwicklung eines der bedeutendsten deutschen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts ein Stück deutscher Geschichte. Der tatenfrohe Wanderer durch die Mark Brandenburg schreibt im Mai 1860: „Wer den Adel abschaffen wollte, schaffte den letzten Rest von Poesie aus der Welt.“ Aber im jahrelangen Umgang mit ebendiesem Adel stumpft der Optimismus zusehends ab, und als die vierbändigen „Wanderungen“ vollendet sind, beteuert der Autor nachdrücklich, daß man dieses Werk völlig verkenne, wenn man daraus eine „Schwärmerei für Mark und Märker“ ablesen wolle. Er hatte, wie er einmal an Mathilde von Rohr schrieb, im Verkehr mit Hof und Hofleuten ein Haar gefunden. Besonders die Briefe an Georg Friedlaender zeigen, wie die Liebe zu den märkischen Adligen immer empfindlicher abkühlt. Er versucht, seine Vorliebe in „das novellistische Interesse“, in die literarische Gestaltung hinüberzuretten, aber auch dort wird sie ihm unter der Hand zu kritischer Auseinandersetzung. Und was in der erzählerischen Fiktion schon als nachhaltiger Zweifel an der preußisch-deutschen Ordnung erkennbar wird, das spricht der Dichter in seinen Briefen unverblümt als Anathema aus; was sich in „Effi Briest“ und im „Stechlin“ nur mit den Mitteln subtiler Psychologie (als dem — nach Thomas Mann — „schärfsten Minierwerkzeug demokratischer Aufklärung“) sagen ließ, das konnte er Georg Friedlaender in Schmiedeberg und James Morris in London „briefverborgen“ als politische Überzeugung bekennen: seinen Bruch mit dem Adel, seine schroffe Abneigung gegen den Bourgeois (dessen geistige Topographie er so präzise zu fixieren weiß) und seine Sympathien für den „vierten Stand“.

Fontanes politisches Vermächtnis liegt im Zyklus seiner Romane *und* im Reigen seiner Briefe, und auch seine literarische Position ist am besten

aus der Kenntnis *beider* zu bestimmen. Man braucht nur die Briefe zu verfolgen, die Fontane in über vierzig Jahren an seinen alten Tunnel-Genossen Paul Heyse schrieb: sie alle sind in der taktvoll, aber bestimmt formulierten Kritik an dem Münchener Epigonen eine resolute Verteidigung des Realismus. „Wir sehen die Welt mit ganz verschiedenen Augen an“, schrieb Fontane am 9. Dezember 1878, und zu seiner Sicht der Dinge, die ihn über Jahrzehnte hinweg mit uns verbindet, hat er sich stets unumwunden bekannt. Auch als sich der Siebzigjährige für die naturalistischen Schriftsteller, vor allem für den „Räuber-Hauptmann der schwarzen Realistenbande“, engagierte, tat er das mit allem Nachdruck und stand selbst Heyse gegenüber, der mit der jungen Generation absolut nichts im Sinn hatte, zu seinem „Sündenfall“.

Diese wenigen Bemerkungen über die Brillanz der Form und die Vielfalt der Themen mögen andeuten, welche fündige Quelle im Briefwerk des Dichters anzuschlagen ist, eines Werkes, das bedauerlicherweise nur höchst unvollkommen zugänglich ist. Ich muß an dieser Stelle in den Becher des Vergnügens, das die Lektüre der Briefe bereitet, den Wermut philologischer Kritik gießen. Denn von ganz wenigen Briefeditionen abgesehen, die ohnehin nicht allgemein verfügbar sind, bieten die bekannten und ab und zu im Antiquariat auch angebotenen Ausgaben der Familien- und Freundesbriefe einen Text, der in allzuvielen Fällen mit dem jeweiligen Original nur bedingte Ähnlichkeit hat. Hans-Heinrich Reuter hat 1961 als erster auf diese erschreckende Tatsache hingewiesen und die beiden Sammlungen der Familienbriefe von 1905 und 1937 nachdrücklich als „wissenschaftlich wertlos“ bezeichnet. Ja, sie sind im Grunde auch für den nicht wissenschaftlich interessierten Freund Fontanes wertlos; denn die Herausgeber haben in einer Weise in den Wortlaut eingegriffen, die die briefkünstlerischen Intentionen des Dichters praktisch annulliert. Zunächst einmal wurden die Briefe erbarmungslos zusammengestrichen, oft um die Hälfte, oft um zwei Drittel gekürzt. Weggelassen wurden alle Passagen, die die Editoren aus familienpolitischen Gründen für „bedenklich“ hielten oder die kritische Äußerungen über Zeit und Zeitgenossen enthielten. Diese Rücksichten sind bis zu einem gewissen Grade verständlich, denn die erste Sammlung erschien nur sechs Jahre nach Fontanes Tod, und wie beispielsweise eine Korrespondenz zwischen Martha Fontane und Fritz Mauthner aus dem Jahre 1904 zeigt, wurden die Herausgeber von bestimmter Seite unter ziemlich massiven Druck gesetzt. Wenn die genannten Auslassungen indes allenfalls erklärbar sind, so lassen sich die weiteren Eingriffe freilich nicht entschuldigen. Eingriffe in Stil und Diktion nämlich. Ferner wurden, von den Streichungen verursacht, resumierende Überleitungssätze dazugeschrieben, ja in einzelnen Fällen sogar aus verschiedenen Briefteilen neue Briefe mit eigenem Datum zusammengestellt. Die Briefkopien, die im

Fontane-Archiv aufbewahrt werden und die seinerzeit als Druckvorlagen verwendet worden sind, weisen eine Fülle von handschriftlichen Randbemerkungen der Herausgeber auf, aus denen sich die editorischen Manipulationen rekonstruieren lassen. So findet sich auf der Abschrift des Briefes an Emilie Fontane vom 24. August 1863 von Friedrich Fontanes Hand folgende Notiz: „... es ist soviel Stoff vorhanden, daß ein *neuer*, zweiter Brief vom 24. 8. 63 entstehen könnte, der, den ersten ergänzend, sich würdig an diesen stellen ließe.“ Daran schließt sich eine Bemerkung zur Kopie des Briefes vom 30. August: „Das wäre ein brillanter Schluß für den von mir vorgeschlagenen *neuen* Brief vom 24. 8. 63.“

So also ist man mit den von Fontane bewußt komponierten Briefen umgesprungen, mit den Briefen eines Autors, der von sich bekannt hat, daß er in seinen Arbeiten „exakt bis zum Peinlichen und meinetwegen Kleinlichen“ sei.

Leider gilt das, was Reuter vor einigen Jahren bei den Familienbriefen festgestellt hat, in ähnlichem Maße für die Freundesbriefe. Auch hier ist der Text durch rigorose Streichungen verstümmelt, durch Verschlüsselungen und Korrekturen entwertet. Ich muß mich auf wenige, allerdings typische Beispiele beschränken. Im Brief an Georg von Graevenitz vom 9. Juli 1891 über Wildenbruchs Dramatik heißt es in den Freundesbriefen von 1910: „Kolossale Liebedienerei, die sich widerwärtig durch unsre ganze miserable Geschichtsschreibung zieht, trägt aber mehr Schuld als Wildenbruch.“ Fontane hatte dagegen sehr präzise geschrieben: „Kolossale Liebedienerei gegen die Hohenzollern...“ Auf höchst bedenkliche Entstellungen stößt man auch in der „Letzten Auslese“ der Freundesbriefe, die 1943 erschien und äußerst selten ist, da fast die gesamte Auflage bei einem Bombenangriff in Berlin verbrannte. Ich möchte zunächst auf einen außerordentlich aufschlußreichen Passus hinweisen, den die Herausgeber u. a. aus dem Brief an Wilhelm von Merckel vom 3. Juni 1858 eliminiert haben, um zu demonstrieren, was da alles unterdrückt worden ist. Es geht dabei um Otto Roquette, den Autor des damaligen Bestsellers „Waldmeisters Brautfahrt“, der als Nachfolgekandidat für das Rütli vorgesehen war.

„Vielleicht irr ich mich, aber ich habe immer das Gefühl, daß er weniger weiß und kann, als ein gebildeter Mensch heutzutage wissen und können muß. Er hat sich in seine kleine Welt eingesponnen und von der großen Welt da draußen weniger Notiz genommen als recht und billig wäre. Ich denke dabei nicht bloß an Politik. Paul Heyse kümmert sich ebenso wenig um politische Dinge wie Roquette und weiß von der Geschichte der letzten 300 Jahre ebenfalls herzlich wenig, aber von Natur geistreich, schnell auffassend und durch umfassende literarische Studien wenigstens mittelbar mit hundert Fragen des Leben in stete Berührung gebracht,

begegnet man bei ihm nie und nimmer jener trostlosen, borniert-eigen-sinnigen Einseitigkeit, an der unser guter Roquette laboriert. Es ist wahr, daß solche Einseitigkeit für die lyrische Produktion gemeinhin förderlich ist und daß reizende Sachen, wie sie Roquette und namentlich auch unser Storm geschrieben haben, nie zur Welt gekommen wären, wenn sie jeden Tag die ‚Times‘ gelesen und sich um nationalökonomische Fragen den Kopf zerbrochen hätten, aber der Rütli beabsichtigt keineswegs, ein unter Fenster- und Mauerverschluß gebrachtes lyrisches Treibhaus zu sein, sondern will zum guten Teil innerhalb des wirklichen Lebens stehn, will Kritik üben über die mannigfachsten Erscheinungen, will mit einem Wort eine Gesellschaft von Männern und nicht eine literarische Studentenverbindung sein . . .“

Man wird mir zustimmen: es ist eine höchst bemerkenswerte Stelle, die den Lesern vorenthalten wurde. Doch es gibt noch weit Schlimmeres, das man nur als zynische Fälschung bezeichnen kann. Die „Letzte Auslese“ druckt einen Brief an Hermann Wichmann vom 2. Juni 1881 ab, und darin findet sich folgende Expektoration über den Kunstschriftsteller und katholisch-konservativen Politiker August Reichensperger:

„Reichensperger, so höre ich eben, will trotz seiner 3 oder 84 nach England gehen, um daselbst einen großen Kontrakt mit einem englischen Verleger abzuschließen. Ob letzterer auf seine Rechnung kommt? Ich glaube, Reichenspergers Tage sind doch *literarisch* gezählt. Mein Urteil über ihn ist zwar ausschließlich frauenhaftes Urteil, d. h. sentimental, da ich unendlich wenig von ihm gelesen habe — alles aber, was ich von seiner Schule und Richtung weiß, ist mir durchaus *contre cœur*. — Es ist mir doch lieb, heute am 6. Juni diesen am 2. geschriebenen Zeilen noch ein Wort hinzufügen zu können. Im letzten Rütli vorgestern kam zufällig das Gespräch auf Reichensperger, und ich hörte erst nun, daß sein neuestes Werk allgemein bewundert würde. Lazarus z. B. hat erklärt, so was Glänzendes noch gar nicht gelesen zu haben. Ist dies auch übertrieben, so gibt es mir doch zu denken. Ich glaube nicht an diese Formen des Liberalismus und ihre besondere und vorzugsweise Berechtigung, und ich glaube fast noch weniger daran, daß man aus Archiven das Material zur Geschichtsschreibung holen muß. Dies vornehme Herunterblicken auf alles, was nicht in Akten und Staatspapieren steht, ist in meinen Augen lächerlich — die wahre Kenntnis einer Epoche und ihrer Menschen, worauf es doch schließlich ankommt, entnimmt man aus ganz anderen Dingen. In 6 altenfritzischen Anekdoten steckt *mehr* vom Alten Fritz als in den Staatspapieren seiner Zeit.“

Dies ist eine typische Fontane-Stelle: die Schilderung einer zufälligen Begegnung wird Anlaß zu einer geistreichen Grundsatzdebatte. Dem Kenner könnte höchstens auffallen, daß Herr Reichensperger, über den

hier orakelt wird, 1881 nicht 83 Jahre alt war, sondern erst 73, und daß er mit Geschichtsschreibung eigentlich nichts zu tun hatte. Schaut man sich indes die Handschrift dieses Briefes an, die sich im Fontane-Archiv befindet, dann ist die Überraschung komplett; denn alles, was hier gesagt ist, wird nicht über Reichensperger, sondern über keinen Geringeren als Leopold von Ranke gesagt, und erst so bekommt der Text seinen Sinn. Ein Kommentar zu diesem „Fall“ erübrigt sich, wenn man im Vorwort zu dieser „Letzten Auslese“ liest, daß zur Zeit der Drucklegung „des Reiches großer Abwehrkampf alles beherrschend in den Vordergrund“ getreten sei. Unter diesem Vorzeichen waren Fontanes kritische Äußerungen über Ranke natürlich nicht opportun.

Ja, so sehen die Ausgaben eines der bedeutendsten Briefschreiber der deutschen Literatur aus! Und ein Blick auf die Editionen von Einzelkorrespondenzen verbessert das Bild nicht wesentlich. Der Briefwechsel mit Lepel ist unvollständig ediert: Joachim Krueger hat vor einigen Jahren einen Brief veröffentlicht, den Julius Petersen aus Familienrück-sichten in seine Ausgabe nicht aufgenommen hatte. Ich selbst habe festgestellt, daß auch die Textwiedergabe recht unzuverlässig ist. So fehlt beispielsweise im Brief vom 27. Juli 1846 ein vierzeiliger Satz, den der Herausgeber offenbar für zu frivol hielt. Lesefehler wie „leichte“ statt „leidliche“ oder „annehmen“ statt „nicht annehmen“ sind keine Seltenheit. Ähnlich sieht der Text des Briefwechsels Fontane-Heyse aus, in dem übrigens ein gutes Dutzend Briefe fehlen, die im Schiller-Nationalmuseum Marbach und im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar aufbewahrt werden. Glücklicherweise ist wenigstens die beziehungsreiche Korrespondenz mit Friedlaender sorgfältig und zuverlässig ediert, eine Arbeit, mit der sich Kurt Schreinert verdient gemacht hat.

Was also fehlt, ist eine umfassende, wissenschaftlich betreute Ausgabe der Fontane-Briefe, die auf die Handschriften zurückgeht oder – wo diese fehlen – auf die Abschriften, die seinerzeit nach den Originalen angefertigt wurden und die bis zu einem gewissen Grade recht zuverlässig sind. Heute und morgen ist freilich an eine solche Ausgabe nicht zu denken, allerdings werden einige Editionen vorbereitet, die wenigstens diese und jene andere Lücke schließen werden. Im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar erschien im Sommer 1968 bereits eine populäre zweibändige Auswahl. Sie enthält rund 450 Briefe, die zu über achtzig Prozent nach den Handschriften bzw. Abschriften gedruckt wurden und auf diese Weise einen ganz beträchtlichen Textteil erstmals zugänglich machten. Im Aufbau-Verlag werden ferner die Briefe an Julius Rodenberg (1969) und an das Ehepaar Merckel (1970) vorbereitet; später soll auch eine Neuausgabe des Briefwechsels Fontane-Heyse folgen. Zwei größere Projekte in Westdeutschland sind durch den Tod Kurt Schreinerts ins Stocken geraten. Schreinert bereitete die über 550 Briefe Fontanes an seinen

Berliner Verleger Wilhelm Hertz zur Veröffentlichung vor und war außerdem mit der Edition der rund 800 Briefe betraut, die die Stiftung Preußischer Kulturbesitz 1963 erworben hat. Diese Edition wird inzwischen von Charlotte Jolles in London weitergeführt.

Die exakte Edition Fontanescher Briefe wird das Gesamtbild Theodor Fontanes, das wir heute haben, nicht grundsätzlich verändern, aber in vielen, vielen Zügen präzisieren und mitunter auch korrigieren. Daß diese Präzisierung angesichts dieses einmaligen Briefwerkes dringend erforderlich ist, das sollten die vorangegangenen Bemerkungen ein wenig erläutern und begründen. Die große Fontane-Gemeinde hat ein Recht darauf, die Briefe ihres Autors endlich in ihrem originalen Wortlaut kennenzulernen, die Briefe, über die einer ihrer größten Verehrer, Thomas Mann, 1954 schrieb: „Welche Wohltat ist es, dem vertrauten und liebenswerten Tonfall dieses Briefstils in seiner anmutvollen Saloppheit, aber auch in seiner erregten, gespannten und ins Schwarze treffenden Weltkritik wieder zu lauschen — dieser Begleitmusik zu den großen Spätwerken, von denen leider allzu kärglich darin die Rede und denen sie doch so nahe ist, daß man oft Dubslav von Stechlin und des alten Herrn von Briest eigene Stimme zu hören glaubt — zum Zeichen, wieviel ihr Autor diesen noblen alten Skeptikern von sich selbst gegeben hat. Es sind Briefe, wie heute kein Mensch sie mehr schreibt, gearbeitete Briefe, in ihrer Privatheit künstlerisch betreut.“

## Theodor Fontane und Heinrich Berghaus

### I.

Neben Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“<sup>1</sup> steht das „Landbuch der Mark Brandenburg“ von Heinrich Berghaus<sup>2</sup>, das fünf Jahre vor Fontanes erstem Bande abgeschlossen wurde. Ein Vergleich der beiden Veröffentlichungen zeigt, wie grundverschieden die Stellung der Verfasser zu ihren Werken war.

Heinrich Berghaus<sup>3</sup> wurde zwei Jahrzehnte vor Fontane in Kleve am Niederrhein geboren (1797) und geriet, nachdem seine Eltern durch die Wirren der Napoleonszeit nach Münster in Westfalen verschlagen worden waren, in jungen Jahren in den Bannkreis der französischen Kultur. Als Vierzehnjähriger trat er 1811 in den Dienst des Corps impérial des Ponts et Chaussées, in dem er bei Vermessungen für Kanal- und Straßenbauten erstaunliche Leistungen aufzuweisen hatte. Während des Feldzuges von 1815, der ihn bis Paris führte, forderten ihn seine ehemaligen Vorgesetzten aus Münster auf, als Ingenieurgeograph in den Dienst Frankreichs zu treten. Alexander v. Humboldt, den Berghaus durch Vermittlung des Gouverneurs von Paris, General Carl Frhr. v. Müffling, besuchen konnte, bestärkte ihn in dem Entschluß, in Frankreich zu bleiben. Berghaus war bereit, seine Arbeit als Ingenieurgeograph in Amiens aufzunehmen, und nur der Tod seiner Verlobten ließ ihn nach Deutschland zurückkehren.

Sein zwischen den Feldzügen von 1813 und 1815 in Marburg begonnenes Studium nahm Berghaus in Berlin — ohne auf einen Abschluß hinzuwirken — wieder auf. Gleichzeitig trat er 1816 als Diätar in das Astronomisch-trigonometrische Bureau im II. Departement des preußischen Kriegsministeriums (im späteren Großen Generalstab) ein. Im Geburtsjahre Fontanes rückte er zum Ingenieurgeographen auf. Aber 1821 berief ihn Altenstein zum Lehrer im Landmessen und Nivellieren, Karten- und Planzeichnen an die Berliner Bau-Akademie, wo er 1824 Professor für angewandte Mathematik wurde. Mit den angehenden Bauingenieuren veranstaltete er alljährlich „Übungen auf dem Felde“, die meist auf dem Kreuzberg bei Berlin abgehalten wurden. Seit 1839 führte er auch Vermessungsübungen in der weiteren Umgebung Berlins durch (Bad Freienwalde — Eberswalde, Müggelberge, Pfaueninsel), und in den Jahren 1844 und 1845 ließ er ein Querprofil über den Harz legen. Aus eigenen „trigonometrischen Operationen“ ging das die Stadtflur Berlins umspannende „Dreieck Berghaus“ hervor, dem Vermessungen auf der Teltower Höhenplatte folgten. Das in Angriff genommene Werk über die „König-

lichen Gärten von Potsdam“ und der Potsdamer Stadtplan erforderten noch bis 1845 trigonometrisch-topographische Aufnahmen zwischen Werder und der Pfaueninsel.

Vom Geodäten wandelte sich Berghaus zum Kartographen und Geographen. Welche angesehene Stellung er im wissenschaftlichen Leben Berlins einnahm, zeigte im Jahre 1828 die Gründung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, die auf seine Anregung zurückging. Bei der Fünfzigjahrfeier der Gesellschaft stellte ihn Ferdinand v. Richthofen neben Alexander v. Humboldt und Carl Ritter, Johann Jacob Baeyer und Wilhelm Dove unter die Männer, „die mit den Geographen aller anderen Länder in die Schranken treten konnten“.<sup>4</sup> Seine in den Jahren 1830 bis 1835 unternommenen Versuche, als „Geograph der Akademie der Wissenschaften“ oder als „Königlicher Geograph“ berufen zu werden, schlugen allerdings fehl, und sein Vorschlag, an der Akademie der Künste einen kartographischen Lehrstuhl zu errichten, wurde zu den Akten gelegt. Berghaus entschloß sich, aus eigenen Mitteln eine „Geographische Kunstschule“ zur Ausbildung von Kartographen und Kupferstechern zu gründen, die er unter Beibehaltung seines Berliner Lehramtes in Potsdam errichtete. Den Ortswechsel vollzog er 1836, als Fontane die Friedrichswerdersche Gewerbeschule in Berlin verließ und als Apothekerlehrling in Wilhelm Roses Apotheke „Zum Weißen Schwan“ eintrat.

## II.

Berghaus wertete die Arbeit des Kartographen und Kupferstechers als die Leistung eines Künstlers, „der, wie der Maler die Formen des menschlichen Körpers studiert, die weit manigfaltigeren Gestaltungen des Erdbodens erspäht, um sie in ihren Einzelheiten oder nach ihren großen Maßen, speciell oder generell, im topo- und geographischen Kartenbilde uns vor Augen zu stellen“.<sup>5</sup> Er selbst wurde Meister einer raschen kartographischen Auswertung neuer Forschungsergebnisse und einer anschaulichen Darstellung des Geländes durch die Technik der Böschungsschraffen. Seine Karten erschienen im Berliner „Magazin für Kunst, Geographie und Musik“ (Johann Hofmann & Friedrich Wolff) und in Friedrich Justin Bertuchs Geographischem Institut in Weimar; er wurde Mitarbeiter an Gottlob Daniel Reymanns „Geographischer Special-Charte von Deutschland“ und zeichnete für die Geographische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart Karten; auch zählte er zu den Autoren des Verlages Justus Perthes in Gotha.

In Fontanes Schaffen spielte die Karte ebenfalls eine Rolle. Der Pflegevater seiner Frau Emilie, Kommissionsrat Karl Wilhelm Kummer, der halb Künstler, halb Handwerker war, zählte zu den Verfertigern von Globen und Reliefkarten.<sup>6</sup> Durch seine Freundschaft mit Franz Kugler

wurde Fontane mit Johann Jacob Baeyer, dem Geodäten und Begründer der Mitteleuropäischen Gradmessung, bekannt, da diese beiden Männer ihre Frauen aus Julius Eduard Hitzigs Hause geholt hatten. Sein Sohn Friedrich und Besucher Fontanes erzählten später, daß in Fontanes Arbeitszimmer die Wände mit Landkarten und Bildern bedeckt gewesen seien: „Eine Glastür führte nach dem Hinterzimmer, das Glas durch eine an Stäben befestigte Landkarte, ich glaube des Kreises Zauch-Belzig, verdeckt.“<sup>7</sup>

Sich selbst nannte Fontane einen „Kartenmenschen“.<sup>8</sup> Bei der Vorbereitung und Durchführung seiner Wanderungen benutzte er die Topographische Karte vom preußischen Staate 1 : 100 000, herausgegeben von der Topographischen Abteilung des Preußischen Generalstabes, die seit 1841 veröffentlicht wurde und 1880 in der Karte des Deutschen Reiches aufging. Auf dieser „Generalstabskarte“ beruhte die Topographisch-statistische Karte des Regierungsbezirkes Potsdam 1 : 100 000, die F. v. Rappard 1864/65 auf Veranlassung der Königlichen Regierung in Potsdam herausgab. Als Fontane einmal eingeladen wurde, an einer Spreefahrt teilzunehmen, ging er sofort darauf ein<sup>9</sup>: „Ich breitete den ‚Kreis Teltow‘ vor mir aus, und schwelgte vorweg in den blauen Seeflächen, die, auf der bunten Rappardschen Karte, den ganzen Weg zwischen Köpenick und Teupitz ausfüllen. Hand in Hand mit dem Kartenstudium ging das Studium des Berghaus, Abschnitt ‚Hydrographische Beschaffenheit des Spree-Flusses‘“<sup>10</sup> Die Topographische Karte 1 : 25 000 (die „Meßtischblätter“) zog Fontane nur „im äußersten Notfalle“, etwa zur Besichtigung einer „Schwedenschanze“ heran. Für Übersichten benutzte Fontane Stiellers Handatlas<sup>11</sup>, für den Heinrich Berghaus seit 1829 Kartenblätter zeichnete. Fontane hatte den Atlas an seinem zwölften Geburtstag geschenkt bekommen und benutzte das Exemplar bis 1894.

Die Notizbücher, die Fontane auf seinen Wanderfahrten mit sich führte, enthalten roh hingeworfene, aber genau beschriftete Croquis. Soweit es sich dabei um Grund- und Aufrisse von Gebäuden handelte, folgte Fontane der Zeichenmethode, die von den Konservatoren der Kunstdenkmäler des preußischen Staates geübt wurde; es waren die in seiner Ruppiner Heimat geborenen Karl Friedrich Schinkel und Ferdinand v. Quast. Ihre Zeichentechnik vermittelte ihm auf gemeinsamen Fahrten der Kunsthistoriker Wilhelm Lübke. Auch bei der Arbeit an seinen Romanen und Novellen, deren dichterische Erfindung sich vielfach auf eine ihm bekannte Landschaft stützte, liebte es Fontane, ehe er mit der Schilderung begann, Situationspläne zu entwerfen: „Man braucht die Namensnennung und das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt und aus diesem Besitzbewußtsein heraus produziert werden kann.“<sup>12</sup> In seinem Nachlaß fanden sich handgezeichnete Planskizzen, so die Grundrißzeichnung eines altsächsischen Bauern-

hauses für die Novelle „Sommer am Meer“, eine Kartenskizze vom Oderbruch, Übersichtskarten u. a. m. Er bekannte von sich: „Ich selbst bin kein Zeichner“<sup>13</sup> und überließ die Reinzeichnung der Skizzen für den Druck dem Verlag. In den Bänden seiner „Wanderungen“ finden sich nur wenige Karten, so Skizzen von der Festung Küstrin und vom Schlachtfeld von Großbeeren.<sup>14</sup> Besonderes Gewicht legte Fontane auf Karten bei der Ausstattung seiner Kriegsbücher 1864 bis 1870/71. Sie aber wurden von den militärischen Rezensenten bemängelt: „Einzelne der Pläne werden völlig wertlos für den Soldaten.“<sup>15</sup>

Für Fontane waren seine selbstgezeichneten Kartenskizzen Gedächtnisstützen während seiner Arbeit. Sie halfen die Landschaftselemente ordnen und wurden beiseite gelegt, sobald ihr Inhalt in das erzählende Wort umgesetzt war. Sofern sie doch veröffentlicht wurden, brachten sie wie der Text die großen, allgemeingültigen Linien, hinter denen die Einzelheiten zurücktraten. So fehlte ihnen manches, was der berufsmäßige Kartenzeichner bringt und der Kartenbenutzer als vorhanden voraussetzt, vor allem die Darstellung des Geländes, die für den Soldaten unentbehrlich ist und für Berghaus das Kernstück der kartographischen Arbeit darstellte.

Fontane kannte den geomorphologischen Gegensatz zwischen dem trockenen Land auf den Höhenplatten und den feuchten Niederungen, die sie umgeben. Er würdigte diese physischen Einheiten zugleich als historische Landschaften Brandenburgs, die der Mensch aus unterschiedlicher Naturlandschaft und bei sich verändernder Verkehrslage ausgestaltete. So gliederte er die Bände seiner „Wanderungen“ nach den Namen der gewachsenen Landschaften und sprach von Prignitz, Ruppin, Havelland, Zauche, Teltow, Beeskow-Storkow, Lebus, Uckermark und Barnim. Bei der Schilderung der Landschaften aber wurde Fontane zum Dichter: „Weite Flächen, Hügelzüge am Horizont, ein See, verstreute Ackerfelder, hier ein Stück Sumpfland, durch das sich Erlenbüsche, und dort ein Stück Sandland, durch das sich Kiefern ziehen.“<sup>16</sup> Dabei ließ ihn der Wohlklang der Sprache den Ausdruck schürzen: „Immer dieselben alten und wohlbekanntesten Elemente: See und Sand und Kiefern und Kussel.“<sup>17</sup>

### III.

Im Revolutionsjahre 1848, in dem Berghaus ebenso wie Fontane auf der Seite des Volkes stand, mußte Berghaus seine „Geographische Kunstschule“ in Potsdam schließen. Wenige Jahre später wurde ihm seine Stellung als Professor an der Berliner Bau-Akademie ohne Versorgungsanspruch gekündigt. So folgten – zumal ihn der Selbstverlag seines Seekartenwerkes in Schulden gestürzt hatte – qualvolle Jahre des wirtschaftlichen Zusammenbruchs, in denen er selbst für ein Verlagswerk von

politisch konservativster Haltung Arbeit nehmen mußte.<sup>18</sup> Berghaus sah sich gezwungen, seine kartographische Tätigkeit aufzugeben und Potsdam zu verlassen (1862).

Die letzte Arbeit, die Berghaus in Potsdam wirtschaftlich über Wasser halten sollte, war die „geographisch-historisch-statistische Beschreibung“ der Provinz Brandenburg. Den Anstoß dazu gab 1852 Eduard Heinrich Flottwell, der 1850 das Amt des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg angetreten hatte. Er war nach Alexander v. Humboldts Urteil ein „sehr liberal gesinnter ehemaliger Minister“ und hatte die Tochter Hegels zur Frau. Flottwell veranlaßte Berghaus zur Abfassung des „Landbuches der Mark Brandenburg“. In der Ankündigung desselben schrieb Berghaus: „Für die Kenntniß der Zustände eines gegebenen Volks auf gegebenem Erdräume ist die Statistik Vaterlandskunde und als solche . . . ein mächtiger Hebel für die Weckung, Förderung und Verbreitung der Vaterlandsliebe. . . . Die Zustände des ganzen, großen Vaterlandes lassen sich erst dann folgerecht übersehen und beurtheilen, wenn die seiner einzelnen Bestandtheile zur Anschauung gebracht und ins Bewußtsein übergegangen sind. Darum beginnt die Vaterlandskunde mit der Heimathkunde.“<sup>19</sup> Damit vollzog Berghaus den Schritt aus der Weite der Welt, in deren Sicht er seinen „Physikalischen Atlas“ (1845.1848) geschaffen hatte, in die heimatliche Welt.

Alexander v. Humboldt, der im „Physikalischen Atlas“ das Kartenwerk zu seinem „Kosmos“ sah, versuchte Berghaus aus dieser Enge zurückzurufen: „Ich bin Ihnen, verehrter Freund, sehr böse und dem Oberpräsidenten Flottwell, Ihrem vortrefflichen Gönner, gram, daß Sie durch ihn von der Betrachtung des ganzen Tellus ab- und der eines Flecks auf demselben zugelenkt worden sind. Monographien wie die, welche Sie jetzt unter der Feder und in der Presse haben, sind zwar sehr dankenswerth, und ich bewundere abermals Ihr Talent, mit dem Sie allgemein Physisch-Geographisches in die Specialitäten der Heil. Röm. Reichs-Streusandbüchse zu verweben wissen; allein lieber wäre es mir doch gewesen, wenn Sie nicht die märkische Rosinante bestiegen hätten. . . . Ich beschwöre Sie, theuerster Professor, beeilen Sie sich, aus der Mark herauszukommen. . . . Hören Sie auf meine Bitten!“<sup>20</sup> Aber Berghaus konnte nicht wieder auf sein ureigenstes Arbeitsfeld zurückkehren. Er mußte sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens an die Landbücher klammern, von denen er Pommern unvollendet hinterließ und die Provinz Sachsen nur in Aussicht nehmen konnte.

Flottwell stellte Berghaus „alle Sammlungen, Materialien und Nachrichten zur genauesten Landeskenntniß, die in den Archiven und Registraturen der Königlichen Regierungen zu Potsdam und Frankfurt aufgehäuft sind, behufs ihrer unbedingten Nutzenanwendung zur Verfügung. . . . Um

jedoch Nichts zu versäumen, was auf den sichersten Wegen zu diesem Ziele führen kann, ist es, im Einständniß mit des Herrn Staats-Ministers und Ober-Präsidenten Flottwell, Excellenz, für angemessen erachtet worden, alle Männer, die an der Heimathkunde ein Interesse nehmen und durch specielle Kenntniß örtlicher Verhältnisse sie zu erweitern, resp. zu berichtigen vermögen, zur freündlichen Theilnahme an der Abfassung des Werkes, durch Mittheilung von Materialien, einzuladen. Zu diesem Endzweck ist ein ausführlicher Fragebogen entworfen und durch die Königl. Landraths-Ämter in jeden auch noch so kleinen Ort versandt worden.“<sup>21</sup> Die Fragebogen wurden in jeder Dorfgemeinde den Rittergutsbesitzern, Pfarrern und Lehrern übergeben und bis in die kleinsten Siedeleinheiten ausgeteilt. Sie umfaßten 28 Fragen zur „Erklärung aller Erscheinungen des öffentlichen Lebens sowol, als zum sichersten Leitfaden einer richtigen Würdigung der Gegenwart und einer vernünftigen Beurtheilung ihrer folgenden Ergebnisse“.<sup>22</sup> Der Eingang der, auf eine lückenlose Erhebung eingestellten Fragebogen schwankte zwischen 5 fehlenden Bogen im Kreise Arnswalde und 67 im Kreise Ruppín, so daß unter den über 4000 befragten Orten 900 ausfielen. Berghaus verarbeitete daher die Materialien der Fragebogen nicht in dem ursprünglich vorgesehenen Umfange. Heute noch stellen die in 19 Folianten gebundenen Fragebogen, die im Staatsarchiv Potsdam aufbewahrt werden, eine Quelle der Heimatforschung dar.<sup>23</sup>

Nicht zustande kam der von Berghaus als Ergänzung des Landbuches geplante „Historische Atlas der Mark Brandenburg“, der u. a. drei Siedlungskarten aus der Mitte des 14. Jahrhunderts (Landbuch Kaiser Karls IV.), vom Ende des 18. und aus der Mitte des 19. Jahrhunderts enthalten sollte.<sup>24</sup> Ein Immediatgesuch mit Berghaus' Bitte um einen Zuschuß von 1000 Talern für die Herstellung des Kartenwerkes wurde abgelehnt.

Fontane blieben wohl Berghaus' Fragebogen unbekannt, doch benutzte er sein Landbuch zum Nachschlagen. Nachgewiesen ist<sup>25</sup> seine Lektüre des Landbuches im Juli 1859 und vom Mai bis Juli 1860. Berghaus verdankte er Unterlagen in den vier Bänden der „Wanderungen“ und im Ergänzungsband der „Fünf Schlösser“:

Band I: Das Wustrauer Luch. Schildhorn.

II: Das Oderbruch. Buckow. Der Blumenthal, Cossenblatt.

III: Tegel. Lehnin. Der Brieselang. Petzow. Gütergotz.

IV: Buch, Schloß Köpenick. Osterfahrt ins Land Beeskow-Storkow.  
Schloß Beuthen. Teupitz. Saarmund.

Fünf Schlösser: Hoppenrade. Dreilinden.

Auch in seinen Tagebüchern wies Fontane wiederholt auf Berghaus hin<sup>26</sup>:

Notizbuch A 5: Großer Tornow-See.

A 9: Blankenfelde.

A 11: Geschlecht der Groeben.

A 21: Cossenblatt.

#### IV.

Bei dieser Sachlage überrascht Fontanes hartes Urteil über das Landbuch des Heinrich Berghaus. Bei der Vorbereitung auf eine winterliche Wanderung in das seenreiche Beeskow-Storkower Land schrieb er an einen Freund: „Wo findet man Belehrung über Beeskow-Storkow? Berghaus, ein erbärmliches Buch, läßt mich wie immer im Stich, man kann sagen, er hat 2000 Seiten mit Stoff gefüllt, der in Akten, aber nicht in Bücher gehört; alles tot und ledern. Die Weltgeschichte vom Registrator-Standpunkt gesehen.“<sup>27</sup> Noch drei Tage vor seinem Tode wiederholte er auf der Suche nach Schrifttum über das „Ländchen Friesack“ sein Urteil: „Was ich in Fidicin<sup>28</sup> oder Berghaus gefunden, ist tödlich.“<sup>29</sup>

Fontane suchte etwas anderes, als Berghaus und Fidicin in ihrem Bemühen um eine historisch-landeskundliche Grundlegung bereitgestellt hatten. „Journalistische Übung gab ihm die Aufgeschlossenheit dem Tag, dem Augenblick gegenüber.“<sup>30</sup> Seine dichterische Begabung ließ ihn auswählen, was ihm gemäß war. Sein Aufenthalt in England hatte ihn mit der aufkommenden Literatur der Reisebilder und Reiseskizzen bekannt gemacht, in denen Geschichte umgemünzt und leicht faßbar unter das Volk gebracht wurde. Als daher Anton v. Etzels Buch über „Die Ostsee und ihre Küstenländer“<sup>31</sup> erschien, hob Fontane in seiner Besprechung hervor: „Solche Bücher gibt es in Deutschland immer noch zu wenig. . . . Jeder Fleck Erde ist eine Heimat vieler Tausender, und jede Quadratmeile märkischen Sandes hat ebensogut ihre Geschichte wie das Main- und Neckarland, nur erzählt, nur gefunden muß es werden.“<sup>32</sup>

Die Grundlage für seine künstlerische Gestaltung suchte Fontane nicht wie Berghaus mit dem Ziele der Vollständigkeit, sondern in der Hoffnung, hier und da auf historische Nachrichten zu stoßen, die für dichterische Gestaltung wertvoll werden könnten.<sup>33</sup> So finden sich in seinen Notizbüchern und Manuskripten Anschriften vermerkt, die ihm weiterhelfen sollten. Er unterhielt wie Berghaus einen lebhaften Briefwechsel mit Rittergutsbesitzern, Pfarrern und Lehrern und versandte manchen Brief als Fragebogen. Ein Fragebogen, den Fontane von Pfarrer Baltzer in Gusow am 30. Mai 1863 ausgefüllt zurückerhielt, fand sich in seinem Nachlaß. Auch in die Akten nahm Fontane in mühseliger Kleinarbeit Einblick, denn er war sich der Bedeutung des Urkundlichen für geschicht-

liche Ereignisse bewußt. Aber mehr als die Beschäftigung mit der „Akten-schmiererei“ gaben ihm am Wegrand aufgelesene Anekdoten, die nach seiner Meinung „das Beste aller Historie“ sind.<sup>34</sup> Er hielt sich lieber an Briefe als an Akten, weil sie „des Menschen Eigenstes und Echtestes“ geben: „All meine geschichtliche Schreibung stützt sich im besten und wesentlichsten immer auf Briefe.“<sup>35</sup> Gern zur Hand nahm er Memoiren und Autobiographien, die unter dem Eindruck des Geschehens geschrieben waren. Er griff nach jedem Stoff, gleichgültig wo er ihn fand, und war der Ansicht: „Der ‚Volksmund‘ hat das Vorrecht zu lügen, soviel er will, es heißt dann ‚Sage‘.“<sup>36</sup> Andererseits ließ er jeden Stoff fallen, der ihm nicht zusagte, wie die Potsdamer Schlösser und Gärten mit ihrem „Zug von Unfreiheit, von Gemachtem und Geschraubtem, namentlich künstlich Hinaufgeschraubtem“.<sup>37</sup> In Briefen an Vertraute sprach er aus, „daß die freie künstlerische Behandlung des Stoffes um des künstlerischen Willens ein Recht der Existenz hat, auch wenn die strikte historische Wahrheit dabei in die Brüche geht.“<sup>38</sup> „Das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus.“<sup>39</sup>

Die beste Quelle, aus der Fontane schöpfte – an die aber Berghaus nicht herantrat, da er während seiner Arbeit am Landbuch in den Archiven hinter Akten saß, – waren seine Wanderfahrten durch die Mark, die ihm bei seiner Neigung zum Gespräch durch persönlichen Austausch mit den Einheimischen das Beste für sein dichterisches Schaffen gaben. „Im Omnibus, im offenen Wagen rollt er an uns vorüber, auf dem leichten Pirschwagen geht es über Wurzeln und Stubben in den Wald hinein. An Bord eines Oderdampfers oder im Ruderboot, in einem Kahn, von Torfarbeitern durch das Luch gezogen oder durch die schmalen Wasserstraßen des Spreewaldes gestakt, auf einer Segeljacht bei frischem Wind an den Ufern der Dahme entlangleitend, so zeichnet er sich gern selbst auf seinen Reisen durch die Mark.“<sup>40</sup> Von diesen Fahrten brachte Fontane das Köstliche heim, das im Dichtwerk alles andere zurücktreten ließ.

### Anmerkungen

- 1 Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd. I: Die Grafschaft Ruppin. 1862. Bd. II: Oderland. Barnim-Lebus. 1863. Bd. III: Havelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. 1873. Bd. IV: Spreewald. Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. 1882. Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. 1889 mit Personen- und Ortsregister für Bde. I–V. In: Theodor Fontane: Sämtliche Werke. München, Nymphenburger Verlagshandlung, Bde. IX–XIII. 1960. – Vgl. hierzu: Reuter, H.-H.: Fontane. 2 Bde. Berlin 1968.
- 2 Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Nieder-Lausitz in der Mitte des 19. Jahrhunderts, oder geographisch-historisch-statistische Beschreibung der Provinz Brandenburg, auf Veranlassung des Staatsministers und Oberpräsidenten Flottwell bearbeitet von Heinrich Berghaus. Brandenburg Bd. I 1854, II 1855, III 1856. 688 + 650 + 783 + Register 95 S. = 1566 Seiten.

- 3 Eine Lebens- und Werkgeschichte des Heinrich Berghaus erscheint demnächst vom Verfasser in den „Lebensdarstellungen deutscher Naturforscher“, hrsg. von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle/Saale, Nr. 16. Ihr dienen als Bausteine nachstehende Abhandlungen: (1) Alexander v. Humboldt und die Geographische Kunstschule von Heinrich Berghaus in Potsdam. In: Wissenschaftliche Abhandlungen der Geographischen Gesellschaft der DDR, Bd. 2. Berlin 1960, 101—107. (2) Deutscher Nationalatlas. Entwurf von Heinrich Berghaus, Ablehnung durch Carl Ritter. In: Forschungen und Fortschritte 34. 1960, 161—164. (3) Der Atlas von Asien des Heinrich Berghaus. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 104. 1960, 311—329. (4) August Petermann als Kartographenlehrling bei Heinrich Berghaus in Potsdam. In: Ebenda 106. 1962, 161—182. (5) Der Physikalische Atlas des Heinrich Berghaus und Alexander Keith Johnstons Physical Atlas. In: Ebenda 108. 1964, 133—149. (6) Der Physikalische Atlas des Heinrich Berghaus. Die kartographische Technik der ältesten thematischen Kartensammlung. In: Internationales Jahrbuch für Kartographie 4. 1964, 154—161. (7) Das Seekartenwerk des Heinrich Berghaus. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 110. 1966, 310—320. (8) Johann Friedrich Cotta und Heinrich Berghaus. In: Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutschen Instituts für Länderkunde zu Leipzig. N. F. 23/24. Leipzig 1966, 321—385. (9) Heinrich Berghaus und Stieler's Handatlas. In: Petermanns Geographische Mitteilungen 112. 1968, 151—157. (10) Die Landbücher des Heinrich Berghaus (in Vorbereitung).
- 4 Richthofen, F. v.: Die Geographie im ersten Halbjahrhundert der Gesellschaft für Erdkunde. In: Sonderband zur Hundertjahrfeier 1828—1928 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Berlin 1928, 15—30 (22).
- 5 Heinrich Berghaus an das Preußische Ministerium der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten 1835 IX 20. In: Ehemaliges Preußisches Geheimes Staatsarchiv, heute Deutsches Zentralarchiv, Historische Abteilung II, Merseburg: Rep. 76 V c Sekt. 3 Tit. 23 Nr. 5 Bd. I Bl. 33—34.
- 6 Kummer, K. W.: Die Beschreibung von erhabenen gearbeiteten oder Relief-Erdkugeln und Landkarten aus feiner und unzerbrechlicher Papiermasse. Berlin 1822. Vgl. hierzu: Pappenheim, H.: Globen und Kartenkunde im Werke Theodor Fontanes. In: Der Globusfreund Nr. 12. Wien 1963, 49—50.
- 7 Fontane, F.: Potsdamer Straße 134 c III 1. In Brandenburgische Jahrbücher 9 · 1938, 63—68. — Schacht, G.: Meine Erinnerungen an Theodor Fontane. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 2 · 1951, 9—10.
- 8 Pappenheim, H. E.: (1) Karten und Vermessungswesen im Schaffen Theodor Fontanes. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 4 · 1953, 26—34. (2) Geographie als Rüstzeug Theodor Fontanes. In: Ebenda 5 · 1954, 95—102.
- 9 Wanderungen Bd. IV, 59.
- 10 Berghaus, H.: Landbuch Bd. II, 43—127.
- 11 Stieler, A.: Hand-Atlas über alle Theile der Erde nach dem neuesten Zustande und über das Weltgebäude. Gotha, Justus Perthes, Ausgabe I. 1817—1831 mit Karten von F. v. Stülpnagel, H. Hübbe, Ch. Bär und Heinrich Berghaus.
- 12 Fontane an Georg Friedlaender 1888 II 6. In: Fontane, Th.: Briefe an Georg Friedlaender, hrsg. u. erl. von K. Scheinert. Heidelberg 1954, 87.
- 13 Fontane an Rudolf Ludwig v. Decker 1867 VIII 5.
- 14 Wanderungen Bd. II, 260, 289, 290 und Bd. IV, 265, 267.
- 15 Besprechung von Th. Fontane: Der Deutsche Krieg von 1866. Bd. I, 2 (Schlacht von Königgrätz) Berlin 1870. In: Militair-Literatur-Zeitung 51. 1870, 124—127.
- 16 Wanderungen Bd. III, 42.

- 17 Wanderungen Bd. IV, 237.
- 18 Wagener, Herrmann: Staats- und Gesellschafts-Lexicon. Berlin 1859—1867 23 Bde. u. Suppl. 1868. Wagener war der Begründer und bis 1854 der Chefredakteur der „Kreuzzeitung“.
- 19 Ankündigung eines geographisch-historisch-statistischen Landbuchs der Provinz Brandenburg, auf besondere Veranlassung Sr. Excellenz des Herrn Staats-Ministers und Ober-Präsidenten Flottwell bearbeitet von H. Berghaus. Potsdam im August 1852. In: Ehemaliges Preußisches Geheimes Staatsarchiv, heute Deutsches Zentralarchiv, Historische Abteilung II, Merseburg: Rep. 76 V c Sekt. 3 Tit. 23 Nr. 5 Bd. I Bl. 280.
- 20 Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. Leipzig 1863. Bd. III, 325—326.
- 21 Ankündigung a. a. O.
- 22 Fragen in Bezug auf eine Örter-Beschreibung. In: Ehemaliges Preußisches Geheimes Staatsarchiv, heute Deutsches Zentralarchiv, Historische Abteilung II, Merseburg: Rep. 76 V c Sekt. 3 Tit. 23 Nr. 5 Bd. I Bl. 284—285, auch 280.
- 23 Materialien zum Landbuch der Mark Brandenburg von Heinrich Berghaus. In: Staatsarchiv Potsdam: Rep. 16 Nr. 9 (19 Folianten).
- 24 Immediatgesuch des Heinrich Berghaus 1852 XI 27. In: Ehemaliges Preußisches Geheimes Staatsarchiv, heute Deutsches Zentralarchiv, Historische Abteilung II, Merseburg: Rep. 76 V c Sekt. 3 Tit. 23 Nr. 5 Bd. I Bl. 278—279. Vgl. außerdem Ankündigung a. a. O.
- 25 Fürstenau, Jutta: Fontane und die märkische Heimat. In: Germanische Studien, Heft 232. Berlin 1941, 200.
- 26 Fontanes Notizbücher A 5, 9, 11, 21 in: Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam.
- 27 Fontane an Friedrich Holtze 1879 I 10. In: Briefe Th. Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze, hrsg. von J. Neuendorff in: Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft 4. 1960, 370.
- 28 Fidicin, E.: Die Territorien der Mark Brandenburg oder Geschichte der einzelnen Kreise, Städte, Rittergüter, Stiftungen und Dörfer in derselben als Fortsetzung des Landbuchs Kaiser Karl's IV. Berlin 1857—1864, 4 Bde.
- 29 Fontane an Ferdinand Meyer 1898 IX 17. In: Fontane, Th.: Briefe Zweite Sammlung, hrsg. von O. Pniower und P. Schlenther. Berlin 1910 (2. Afl.) Bd. II, 472—473.
- 30 Neuendorff Fürstenau, Jutta: Theodor Fontane der märkische Wanderer. In: Märkische Heimat 1. 1956, 5—22 (6).
- 31 Etzel, A. v.: Die Ostsee und ihre Küstenländer, geographisch, naturwissenschaftlich und historisch geschildert. Leipzig 1859.
- 32 Besprechung von A. v. Etzel: Die Ostsee und ihre Küstenländer. Leipzig 1859. In: Preußische Zeitung 1859 VII 13.
- 33 Fricke, H.: Fontanes Historik. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 5. 1954, 13—22.
- 34 Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. In: Theodor Fontane: Sämtliche Werke. München, Nymphenburger Verlagshandlung, Bd. XV. 1967.
- 35 Fontane an Wilhelm Gentz 1889 V 3. In: Fontane, Th.: Briefe Zweite Sammlung, hrsg. von O. Pniower und P. Schlenther. Berlin 1910 (2. Afl.) Bd. II, 188—189.
- 36 Fontane an seine Schwester Lisbeth 1873 X 12. In: „Heiteres Darüberstehen“. Familienbriefe N. F., Berlin 1937, 125—126.

- 37 Fontane, Th.: Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871. Berlin 1872 Bd. II, 6: Wilhelmshöhe. In: Theodor Fontane: Sämtliche Werke. München, Nymphenburger Verlagshandlung, Bd. XVI. 1962, 495—499 (496).
- 38 Aus der Kontroverse mit J. D. L. E. Preuß, zitiert nach Fricke, H.: Fontanes Historik a. a. O. 18.
- 39 Fontane an Friedrich Wilhelm Holtze 1895 IV 12. In: Fontane, Th.: Briefe Zweite Sammlung, hrsg. von O. Pniower und P. Schlenther, Berlin 1910 (2. Afl.) Bd. II, 349—350.
- 40 Neuendorff Fürstenau a. a. O. 9.

## Die natürliche Umwelt in Fontanes „Stechlin“ Dichtung und Wirklichkeit

Die märkische Landschaft, ihre Menschen und ihre Geschichte bilden die Grundsubstanz der meisten Werke Fontanes. Auch seinen Roman „Der Stechlin“ hat er in einem charakteristischen Bereich seiner märkischen Heimat angesiedelt, den er bereits früher in dem Ruppin-Band seiner „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ eingehend beschrieben hatte. Aber die natürliche Umwelt in Fontanes Stechlin ist nicht die naturgetreue Widerspiegelung der Wirklichkeit. Obgleich der See den eigentlichen Hintergrund der Handlung abgibt, setzt sich der Schauplatz doch aus verschiedenen Elementen zusammen. Räumlich und zeitlich verschiedene Eindrücke fließen hier unter dem Blick des Dichters zu einem Gesamtbild zusammen.

Seit jeher ist die Fontaneforschung bemüht, die verschiedenen Komponenten in Fontanes Werk zu analysieren. Die Aufspürung mancher Zusammenhänge erfordert jedoch eingehende Detailkenntnisse. Daher sind bis heute noch verschiedene Fragen offengeblieben. Einer Aufforderung des Fontane-Archivs nachkommend, will der Verfasser, der sich als Mitarbeiter der Forschungsstelle für Limnologie seit verschiedenen Jahren mit dem Stechlin und seiner Umgebung beschäftigt, die diesbezüglichen Ausführungen Fontanes einmal von dieser Sicht aus beleuchten. Außer auf den Roman „Der Stechlin“ soll hier auch auf die Darstellung „Die Menzer Forst und der Große Stechlin“ in dem Band „Die Grafschaft Ruppin“ (Wanderungen durch die Mark Brandenburg, Bd. 1) eingegangen werden.

★

Einzigartig treffend ist die Schilderung des Stechlin bei Fontane. „Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und kaiartig ansteigenden Ufern liegt er da, rundum von alten Buchen eingefaßt, deren Zweige, von ihrer eigenen Schwere nach unten gezogen, den See mit ihrer Spitze berühren. Hie und da wächst ein wenig von Schilf und Binsen auf . . . Alles still hier.“ Mit wenigen Worten hat der Dichter die landschaftliche Stimmung eingefangen, die auch heute noch den Besucher empfängt. Noch heute neigen sich Buchen und andere Bäume vom Ufer her über das Ufer und schaffen ein Bild, wie es an norddeutschen Seen nur noch selten in dieser Geschlossenheit zu finden ist. Daß sich die ursprüngliche Schönheit dieses Sees bis heute im wesentlichen erhalten hat, ist in der Hauptsache den Bestrebungen des Naturschutzes zu danken. Auf Betreiben des um den brandenburgischen Naturschutz hochverdienten Dr. Hans Klose wurden der Große Stechlinsee und Teile seiner Umgebung 1938 zum Natur-



schutzgebiet erklärt. Auf Grund dieser Schutzbestimmungen konnte der Uferwald erhalten, der Motorbootsport ferngehalten und der auch hier in den letzten Jahren steigende Campingbetrieb in geregelte Bahnen gelenkt werden. So konnte auch die von Fontane geschilderte Stille bewahrt werden. Nur manchmal freilich erinnert das Dröhnen dicht über dem See hinwegschießender Düsenflugzeuge doch daran, daß wir im 20. Jahrhundert leben.

Charakteristisch für den See ist die geringe Entfaltung des Röhrichts, bedingt durch steil abfallende Ufer, Nährstoffarmut des Wassers und starke Windbewegung. So macht der Stechlin den Eindruck eines vegetationsarmen Gewässers. Dieser Eindruck täuscht jedoch. Das klare und durchsichtige Wasser des Stechlin ermöglicht vielmehr die Entfaltung einer üppigen Unterwasservegetation, die in der Hauptsache aus Armelechteraigen (Characeen) besteht und bis in eine Tiefe von fast 20 m hinabreicht. Die Untersuchungen haben ergeben, daß annähernd ein Drittel des Seegrundes von oft dichten und wiesenartigen Pflanzenbeständen überkleidet wird. Von den Fischern und den Bauern des umliegenden Gebietes werden die Armelechteraigen „Post“ genannt. Sie sind außerordentlich reich an Kalk. In früheren Jahrhunderten hat man sie daher aus dem Wasser gefischt und ganze Wagenladungen davon zur Düngung auf die Äcker gefahren.

★

Eine große Rolle spielt bei Fontane der Bericht über das Verhalten des Stechlin, „wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Ascheregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe“. „Als das Lissaboner Erdbeben war, waren hier Strudel und Trichter und stäubende Wasserhosen tanzten zwischen den Ufern hin“ (Wanderungen).

Eine durch seismische Erschütterungen ausgelöste Unruhe des Stechlin ist geotektonisch schwer erklärbar, denn der See liegt wie alle norddeutschen Seen in einem längst verfestigten Gebiet, das zudem durch eine starke Decke von Lockersedimenten überkleidet ist. Zu beachten bleibt jedoch, daß für den Zeitraum des Lissaboner Erdbebens (1. Nov. 1755) von vielen Stellen Norddeutschlands Meldungen über Bewegungen in Gewässern vorliegen. Für den Stechlin schreibt als erster Bratring in seinem Buch über die Grafschaft Ruppin: „Bei dem großen Erdbeben in Lissabon (1755) will man Bewegungen an ihm verspürt haben.“ Diese recht zurückhaltend formulierte Angabe ist bei K. F. Klöden, dem Direktor der Berliner Gewerbeschule und Lehrer Fontanes, schon etwas bestimmter ausgedrückt. In dem 1837, ein Jahr nach dem Abgang Fontanes von der Gewerbeschule, erschienenen 10. Stück seiner „Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg“ schreibt er unter Bezugnahme auf Bratring: „Auch in dem großen Stechlin-See, westlich von Fürstenberg, sind ähnliche Bewegungen beobachtet worden.“ Von einem dieser Autoren dürfte Fontane diese Angaben aufgegriffen und in dichterischer Weise weiter ausgeschmückt haben. Wie wir gesehen haben, sind die Nachrichten über diese Vorgänge recht unsicher. Dazu kommt, daß der See damals weitab von menschlichen Siedlungen (das benachbarte Neuglobsow wurde erst 1778 gegründet) gelegen und die Möglichkeit entsprechender Beobachtungen somit außerordentlich gering war. Bei den großen Erdbeben der neueren Zeit blieb der Stechlin jedenfalls ruhig. Dicht neben diesen Berichten steht die Sage vom roten Hahn, „der unten auf dem Grunde des Stechlin sitzt“. In seinen „Wanderungen“ läßt Fontane diesen roten Hahn mit seinen Flügeln schlagen, wenn man die Tiefe des Sees messen oder an Stellen fischen will, die ihm nicht passen, „bis es schäumt und wogt“, das Boot angreifen und kreischen und krähen, „daß es die ganze Menzer Forst durchhallt von Dagow bis Roofen und bis Alt-Globsow hin“. In seinem Roman aber bringt Fontane den roten Hahn mit den Erdbeben in Zusammenhang und läßt ihn bei besonders starken Beben statt des Wasserstrahles aufsteigen und laut in die Lande hineinkrähen. Dieser rote Hahn, heute in das Wappen der Gemeinde Neuglobsow übernommen, ist eigentlich Bestandteil der Minack-Sage. Ein Fischer Minack, so berichtet sie, hätte bei einem aufsteigenden Gewitter

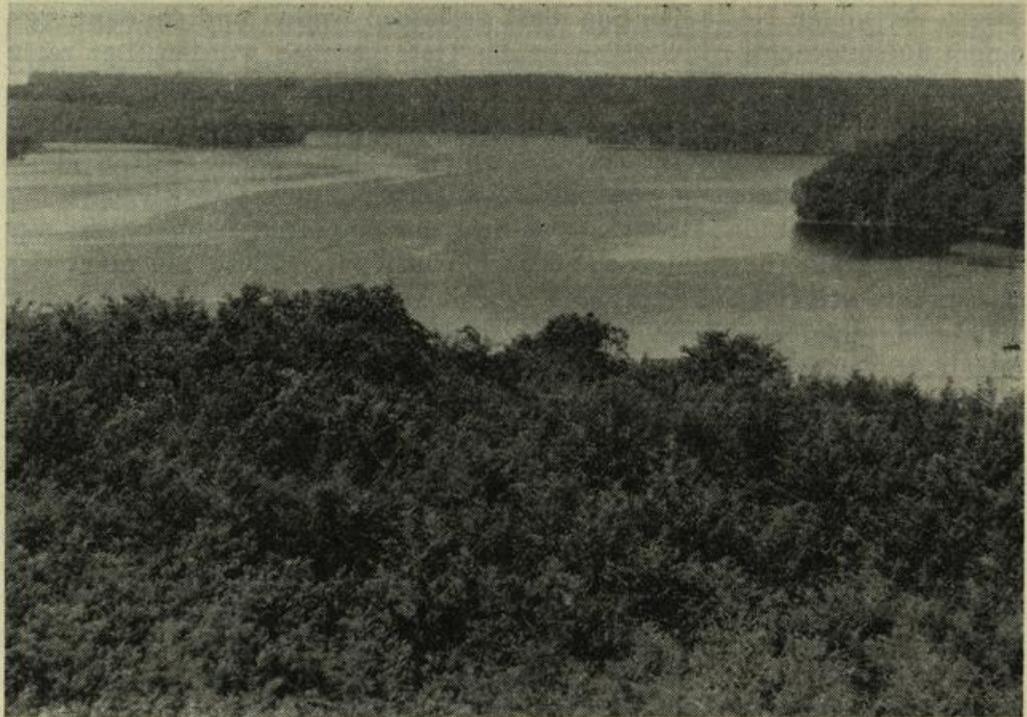
wegen der vollen Netze den See nicht verlassen wollen und sei dann von einem aufsteigenden roten Hahn in die Tiefe gezogen worden. Der reale Kern dieser Sage ist klar. Der Stechlin ist wegen seiner großen Fläche und wegen seiner sich in die Hauptwindrichtungen öffnenden Arme ein hochgradig windexponierter See. Schon bei mäßigem Wind zeigt er einen beachtlichen Wellengang, der sich bei Sturm und Gewitterböen so steigern kann, daß das Befahren des Sees mit einfachen Booten nicht nur unmöglich, sondern geradezu lebensgefährlich wird. Diese Eigenheit des Sees war bereits den slawischen Fischern bekannt, von denen er seinen Namen erhalten hat. Nach den Forschungen des Slawisten Julius Bilek liegt dem Seenamem Stechlin (1530 Steckelin) das slawische Wort -tek „fließen, sich bewegen“ zugrunde. Der Name Stechlin wäre zu übersetzen als „wildes, unruhiges Wasser“, ein zweifellos außerordentlich zutreffender Name. Auch für den roten Hahn läßt sich eine natürliche Erklärung finden. Auf dem Seeboden bildet sich durch die Verwesung der abgesunkenen organischen Stoffe vielfach das brennbare Sumpfgas (Methan). In alten Zeiten fischte man vielfach in der Nacht beim Schein brennender Kienfackeln. Aufsteigende Blasen von Methan, durch das Netz in der Tiefe freigelegt, dürften sich explosionsartig an den Fackeln entzündet und somit Veranlassung zur Sage vom roten Hahn gegeben haben.

★

Wie tief ist der Stechlin? „Er geht 400 Fuß tief und an mehr als einer Stelle findet das Senkblei keinen Grund“, schreibt Fontane. 400 preußische Fuß sind 125 m. Diese Angabe ist falsch. Die eingehenden Tiefenmessungen mittels moderner Echolote ergaben eine größte Tiefe von 68 m. Auch dieser Betrag ist höchst beachtlich. Der Stechlin zählt somit zu den tiefsten Seen des norddeutschen Flachlandes und ist überhaupt der tiefste See der DDR. Da sein Wasserspiegel in einer Meereshöhe von 59 m liegt, reicht er mit seinem tiefsten Punkt noch 9 m unter den Meeresspiegel hinab. Diese beachtliche Hohlform wurde während der letzten Vereisung geschaffen. An der Stelle des Stechlin trafen sich zwei Schmelzwasserströme. Durch sie erhielt der See nicht nur seine eigenartige vierarmige Gestalt, sondern auch, infolge von Auskolkungen im Kreuzungsbereich der beiden Schmelzwasserrinnen, seine ungewöhnliche Tiefe.

★

Zu den häufigsten Fragen des fontanekundigen Stechlin-Besuchers gehört die nach dem Dorf Stechlin. „Das langgestreckte Dorf, das sich, den Windungen des Sees folgend, um seine Südspitze herumzieht“, ist jedoch eine Erfindung Fontanes. In neuerer Zeit hat es ein Dorf namens Stechlin am Stechlinsee nicht gegeben. Offenbar hatte Fontane in diesem von ihm so eingehend mit Pfarrhaus, Schule, Schulzenamt, Krug, Kirchhof und Herrenhaus beschriebenen Ort Stechlin ein Dorf am Ufer des Ruppiner



Sees vor Augen. Für eine solche Lokalisierung spricht auch seine Angabe über das Auftreten des Wasserliesches (*Butomus umbellatus*) in einem Aloe-Kübel am Herrenhaus. Diese anspruchsvolle und wärmeliebende Sumpfpflanze kommt am Stechlinsee überhaupt nicht vor.

Und doch hat es am Großen Stechlin einmal ein Dorf Stechlin gegeben, und zwar genau an der von Fontane beschriebenen Stelle, was aber sicher ein Zufall ist. Wie aus einem Besitzregister des Klosters Lindow aus dem Jahre 1530 hervorgeht, war dieses Dorf Stechlin damals bereits wüst und verlassen. Nur die Bezeichnung „Dorfstelle“, die bei den Stechlinseefischern auch heute noch für einen Fischzug bekannt ist, erinnerte später an dessen Lage. Neuerdings konnte die Stelle durch Siedlungsfunde näher lokalisiert werden. Es fanden sich sowohl spätslawische als auch frühdeutsche Keramikscherben. Danach ist dieses Dorf in spätslawischer Zeit angelegt und im späten Mittelalter verlassen worden. Es gehört zu den Wüstungen des späten Mittelalters, die in dem Waldgebiet zwischen Rheinsberg und Fürstenberg besonders zahlreich sind. Der Wüstungsquotient (Anteil der Wüstungen an der Gesamtzahl der Siedlungen) beträgt hier 89 %. Am Stechlinsee gibt es noch eine weitere derartige Wüstung, die in den Urkunden Steinstechlin genannt wird. Auch diese Stelle konnte durch Scherbenfunde an den Wurzeltellern umgestürzter Kiefern näher lokalisiert werden. Das Dorf Steinstechlin hat am Westufer des Großen Stechlin im Forstort Mönchseichen gelegen. Die an die Dorf-

stelle angrenzende Bucht des Stechlin heißt bei den Fischern noch heute „Stammstechlin“. Sie wissen zu berichten, dort habe einstmal das Schloß des Grafen Stechlin gestanden, das im Wasser versunken sei. Sagen von versunkenen Dörfern oder Schlössern sind für wüstgewordene Orte typisch. Eine andere Sage weiß von Feen, die dort in der Nacht gesehen werden.

★

Der Stechlin und seine Umgebung, die Menzer Heide, gehörte ursprünglich zu dem Zisterzienser-Nonnenkloster Lindow, dem „Kloster Wutz“ bei Fontane. Wann und auf welche Weise das um 1230 gegründete Kloster in den Besitz dieses Gebietes gelangt ist, bleibt unbekannt, da die älteren Klosterurkunden bei der Einäscherung des Klosters im Dreißigjährigen Kriege verloren gingen. Nach Einführung der Reformation wurde der Klosterbesitz 1541 säkularisiert und bildete fortan (bis 1764) das Amt Lindow. In den Klostergebäuden selbst entstand ein adliges Fräuleinstift, als deren Domina Fontane die Schwester des Herrn v. Stechlin, Adelheid, fungieren läßt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts verkaufte der preußische Staat, wahrscheinlich aus Geldmangel, den Stechlin und 7 weitere Seen der Umgebung an das Rittergut Groß-Zerlang. Als 1745 bis 1750 der Roofen-Kanal angelegt wurde, sank der Wasserspiegel des Sees um etwa einen Meter. Um die Nutzung des freigefallenen Uferstreifens kam es damals zu einem Prozeß zwischen dem Staat als dem Eigentümer der angrenzenden Menzer Heide und dem Rittergut Groß-Zerlang als dem Eigentümer des Sees. Erst im Jahre 1779 wurde dieser Prozeß durch einen Kompromiß beigelegt. 1789 veräußerte das Rittergut Groß-Zerlang den Stechlin und 4 weitere Seen für 14 500 Taler an die Gemeinde Menz. Damals wurde am Ufer des Stechlin die „Alte Fischerhütte“ gebaut, in der die Menzer Bauern ihre Fischereigerätschaften aufbewahrten. Dieses Gebäude war später Gaststätte und ist heute ein Teil der Außenstelle Stechlin der Forschungsstelle für Limnologie. Über 100 Jahre blieb der Stechlin im Besitz der Gemeinde Menz. Erst 1898, im Todesjahr Fontanes also, kaufte der preußische Staat den Stechlin und die übrigen „Menzer Seen“ für 63 750 Mark wieder zurück und errichtete bald darauf neben dem Fachwerkbau der „Alten Fischerhütte“ ein massives Fischereigehöft, das heute ebenfalls von der Forschungsstelle für Limnologie genutzt wird.

★

Das Dorf Neuglobsow, im „Stechlin“ nur „Globso“ genannt, ist eine relativ junge Gründung. Es entstand erst 1778 als Glashüttensiedlung. Damals wurde die 1752 in Globso, dem heutigen Altglobso, erbaute Glashütte wegen örtlicher Erschöpfung der Brennholzvorräte tiefer in den Wald hinein an das Ufer des Dagowsees verlegt. Die Neuglobsower Glashütte produzierte noch bis 1880, und Fontane hat sie noch selbst

kennengelernt. Sowohl in seinen Wanderungen als auch im „Stechlin“ schildert er ein mit Kastanien geführtes Gefecht der Neuglobsower Schulkinder, bei dem die eine Partei hinter den großen Salzsäure-Ballons Schutz sucht, „die hier dicht gedrängt am Ufer des Stechlin hin standen . . . und die Kastanien fielen hageldicht auf die gläserne Mauer nieder“. Die Glashüttengebäude sind heute vollständig verschwunden, und nur die in den Gärten in großer Zahl liegenden Glasscherben (darunter auch Flaschenböden mit Stempeln) und blaugrüne Glasschlacken erinnern noch an den einstigen Glashüttenbetrieb. Von den in Fachwerkbauweise aufgeführten niedrigen Wohnhäusern der Glashüttenarbeiter sind noch verschiedene erhalten, ebenso auch das alte Dorfgasthaus. Hier soll Fontane abgestiegen sein, als er auf seinen Wanderungen den Stechlin besuchte. Heute führt diese Gaststätte den Namen „Fontane-Haus“. Der gut gepflegte Fachwerkbau trägt an seiner Giebelseite einen Spruch Fontanes.

Nachdem der Ort durch Fontane bekannt geworden war, wurde er zum Erholungsort. Zunächst waren es Künstler – Komponisten, Maler, Schauspieler –, die sich hier niederließen, später vor allem Großindustrielle, auch ein pensionierter General. Durch den Bau von Landhäusern erfuhr der alte Glasmacherort eine beträchtliche Vergrößerung. Heute ist Neuglobsow Urlaubsort des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes. Die Urlauber sind in den zu Erholungsheimen umgestalteten Villen der früheren Großindustriellen, aber auch in zahlreichen neu entstandenen Bungalows und Sommerhäuschen untergebracht. Der entgegen den Naturschutzbestimmungen am Nordufer des Stechlin entstandene Zeltplatz Sonnenbucht wurde in die Nähe von Neuglobsow verlegt, da der Camping-Betrieb unmittelbar am Ufer des Stechlin der Naturschutzverordnung zuwider lief und sich störend auf die wissenschaftlichen Untersuchungen im See auswirkte.

★

Auf seiner Fahrt durch die Menzer Forst fiel Fontane auf dem Dagower Friedhof eine Einfriedung auf, an deren Front die Worte „Meta's Ruh“ zu lesen waren. „Was bedeutet dies ‚Meta's Ruh? Wer ist Meta?‘“ Fontane ließ sich von einem daherkommenden Alten die Geschichte erzählen. In das Gewölbe selbst konnte er nur durch die Gittertür hindurch einen kurzen Blick werfen. So entging ihm auch die an der linken Seite des Gewölbes angebrachte gußeiserne Platte, die zu der oben aufgeworfenen Frage erschöpfende Auskunft gibt:

Dieses Grabgewölbe erbaute seiner Gattin

Anna Meta Katharina Noack

geborene Neuwerk

geb. zu Altona, den 24. Nov. 1806

gest. zu Spandau, den 22. Januar 1832

die, ausgezeichnet durch äußere Reize, Schärfe des Verstandes, musikalisches Talent und ungewöhnliche Kenntnisse, vor allem aber durch ein ungemein liebevolles Wesen, gepaart mit großer Herzengüte, Sinn für Häuslichkeit und wahrer Frömmigkeit

zur Krone der Frauen gehörte

mit welcher er — schon in den Kinderjahren befreundet — sich am 28. März 1823 verlobt, am 19. März 1831 aber verheirathet hatte, und so, durch noch Hinzukommen äußerer günstiger Verhältnisse unbedingt zehn Monate hindurch der glücklichste Mensch war;

sowie seinem Sohne

Johannes Meta Herrmann Noack  
geb. zu Spandau, den 16. Januar 1832  
gest. ebendasselbst, den 24. Oktober 1832

einem lieblichen blühenden, überaus starken Kinde von auffallenden geistigen Anlagen,

der für diese Welt auf immer gebeugte Gatte und Vater

Johann Heinrich August Noack  
Königlich Preußischer Garnison-Auditor von Spandau  
geb. zu Berlin, den 24. Juli 1801  
gest.

welcher sich nach der Wiedervereinigung mit seinen Lieben bei seinem himmlischen Vater

und seinem Sohne Jesu Christo innig sehnt,  
den 24. November 1833

„Awers, as dat so geit, int dritte Joar, doa hädd he wedder ne Fru“ (Wanderungen). Das Grabgewölbe ist heute leer, die Eingangstür zerbrochen, die gußeiserne Platte stark verrostet und ihre Inschrift nur mit Mühe zu entziffern.

★

„Ja, die Kiebitze haben sich seit kurzem hier angesiedelt, an unserem Stechlin, da, wo die Binsen stehn; aber bloß auf der Globsower Seite.“ Kiebitze gibt es nicht am Stechlin, denn hier fehlen die weiten Luchflächen, auf denen sie brüten und heimisch sind. Überhaupt gibt es, bedingt durch die Röhrichtarmut der Uferzone, nur wenige Wasservögel auf dem Stechlin. Am häufigsten sind noch Haubentaucher und Gänse-säger, die hier auch brüten und Junge aufziehen. Ab und zu sieht man auch die Knäckente und die seltene, in Baumhöhlen brütende Schellente. Nur im Winter, wenn andere Seen bereits zugefroren und im Stechlin noch Wasserlöcher offen sind, finden sich auch hier oft Tausende von Wasservögeln ein.

★

Rings um den Stechlin erstreckt sich die Menzer Heide, „eine menschenarme, nur hier und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Förstereien, Glas- und Teeröfen besetzte Waldung“. Die Menzer Heide war ursprünglich ebenfalls Eigentum des Klosters Lindow, seit 1541 befindet sie sich im Staatsbesitz. In ihr lagen ehemals 6 Teeröfen, die aus dem kienigen Holz alter Kiefernstämme und -stubben mittels trockener Destillation Teer, Pech, Kienöl und andere Teerprodukte herstellten. Einer dieser Teeröfen war Dietrichsofen, der auf dem „Dietrichswerder“, einer Halbinsel zwischen Nehmitz- und Teufelssee, gelegen war. Sein Name geht auf die Teerbrennerfamilie Dietrich zurück, die ihn seit 1767 gepachtet hatte. Im „Stechlin“ bezeichnet ihn Fontane fälschlich als Kohlenmeiler. Der trunksüchtige alte Tuxen von Dietrichsofen wird bei Fontane von Dubslav v. Stechlin bei der Rückfahrt von Rheinsberg auf der Landstraße aufgelesen. Zur Zeit des Romans hat es Dietrichsofen aber nicht mehr gegeben. Die Teeröfen in der Menzer Heide hatten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nacheinander ihren Betrieb eingestellt, teils wegen der Erschöpfung der Kienvorräte, teils weil sich wegen des Aufkommens der auf Steinkohlenbasis arbeitenden Teerindustrie der Betrieb nicht mehr so recht lohnte. Die Forstverwaltung war bestrebt, keine Ansiedlungen innerhalb des Waldes zu haben, da diese damals nur zu oft Ausgangspunkt von Wildddiebereien und anderen Waldfreveln waren. So wurden denn nach dem Aufhören des Teerbrennens den Teerschwelern die Mietverträge aufgekündigt und sie zur Übersiedlung in benachbarte Ortschaften veranlaßt. 1863 waren bereits alle Teerschweler verschwunden bis auf Dietrich zu Dietrichsofen. Dieser verließ am 30. Juli sein Haus. Nach dem Auszug der Teerschweler wurden die Wohn- und Betriebsgebäude der ehemaligen Teeröfen abgerissen. Nur einige flache, von Brennesseln und Holundersträuchern überwachsene Schutthügel kennzeichnen heute noch die Standorte der früheren Teeröfen.

★

In seinen „Wanderungen“ schildert Fontane recht treffend die Geschichte der Menzer Heide. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte diese Forst kaum Erträge, da sie zu abgelegen war und in ihrer menschenarmen aber holzreichen Nachbarschaft Holz nicht zu verkaufen war. Wer hier Holz brauchte, der bezog es auf Grund von Privilegien, oder er stahl es. Durch die Anlage von Teeröfen und Glashütten sowie durch die Verpachtung von Waldflächen zur Waldweide versuchte man wenigstens etwas Geld in die Forstkasse zu bekommen. Von den insgesamt 6 Teeröfen in der Menzer Heide werden zwei bereits 1664 erwähnt, die übrigen entstanden gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Glashütten wurden hier erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtet (Altglobsow 1752). In der benachbarten Forst Zechlin war schon 1736/37 eine „Weiße Glashütte“

errichtet worden, aus der sich der heutige Ort Zechliner Hütte entwickelt hat. Aber noch im Jahre 1739 mußte der Menzer Förster Kummer seiner vorgesetzten Dienststelle melden, „daß das massenhafte Lagerholz den Wald für das Vieh der Unterthanen ganz unzugänglich mache und daß bisher noch kein Groschen für Brennholz außer durch Heidemiethe aufgekomen sei“. So entstand der Plan, einen Floßkanal anzulegen, der von der Havel über die Wentowseen zum Roofensee und weiter zum Nehmitzsee, zum Stechlin und schließlich zum Dagowsee führen sollte. Der Förster Kummer mußte der Kammer einen Voranschlag über die nutzbaren Holzvorräte einreichen. „Die Menzer Forst hält alles aus“, läßt ihn Fontane in seinen „Wanderungen“ sagen. In der Tat versprach der Förster Kummer für die Dauer von vorerst 20 Jahren eine jährliche Lieferung von 1000 Stück Kiefern-Zimmer- und starkem Bauholz, 300 Stück Sägeblöcken, 2000 Stück Kiefern-Bauholz, 30 Ringen Eichen-Stabholz, 2000 Ringen Kiefern- und Buchen-Salztannenholz, 2000 Haufen Kiefern-Klafterholz, 100 Haufen Eichen-Klafterholz, 100 Haufen Buchen-Klafterholz und 300 Haufen Birken- und Erlen-Klafterholz. Nach einem 1744 vorgelegten Anschlag rechnete man für die Dauer von 20 Jahren jährlich mit 18 000 Klaftern Kiefernholz und 2000 Klaftern Buchen-, Birken und Erlenholz, woraus sich ein jährlicher Ertrag von 9083 Talern ergeben sollte. 1745–1750 erfolgte der Bau des Roofen-Kanals, wodurch, wie oben erwähnt wurde, auch der Spiegel des Stechlin abgesenkt worden ist. Der Menzer Förster erhielt die Anweisung, aus seinem Revier soviel Holz als irgend möglich abzugeben. Daraufhin kam es in den nachfolgenden Jahren zu umfangreichen Einschlägen, die in relativ kurzer Zeit zu einer nahezu völligen Entnahme der älteren Hölzer führten. Neben dem unverwertbaren Material blieben lediglich einzelne Eichen und Kiefern als Samenbäume erhalten. Schon 1771 mußte der Förster Mootz melden, daß kein Holz mehr entnommen werden könne und dürfe. „Ehe dreißig Jahre um waren, war die ganze Menzer Forst durch die Berliner Schornsteine geflogen“ (Fontane).

★

„Tabellen wären hier anzufertigen mit drei Rubriken nur: erschlagen, erschossen, ertrunken.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Fontane in den „Wanderungen“ die Geschichte des Forstpersonals der Menzer Heide. Nachweisen lassen sich nur wenige solcher Begebenheiten. 1701 erkrank der Heidereiter Gottfried Haase. Der oben genannte, seit 1731 amtierende Förster Kummer wurde am 25. Januar 1769 auf dem Wege nach Zechlin in der Flachen Heide erschossen aufgefunden. Wie festgestellt wurde, war er durch einen Schuß seiner eigenen Büchse getötet worden. Es konnte jedoch nicht geklärt werden, ob es sich hierbei um einen Unglücksfall oder um Selbstmord gehandelt hat. Als Fontane die Menzer Heide bereiste, war ein erst jüngst vorgefallener Mord an einem Förster noch

in aller Munde. „Eben haben wir eine Stelle passiert, die solche ‚Geschichte‘ hat und noch vom neuesten Datum dazu. Hier, wo das Unterholz sich durch die Waldrinne zieht, gleich links neben der Weißbuche, da lag er, da fanden sie ihn, den Kopf nach der Tiefe zu, den einen Fuß im Gestrüpp verwickelt und neben ihm die Büchse. Der grüne Aufschlag des einen Ärmels war rot und man sah deutlich, er war mit der Rechten nach der Brust gefahren. Wessen Kugel hatte ihn getroffen?“ Bei dem erschossenen Forstmann handelte es sich um den jungen Hilfsförster Ewald Joppich. Er war am Morgen des 6. Mai 1872 zu einem Pirschgang in den Wald aufgebrochen. Als er am nächsten Tage noch nicht zurück war, erstattete seine Wirtin Anzeige bei der Oberförsterei. Nach längerem Suchen fand man ihn tot auf der Halbinsel im Nehmitzsee, die seitdem „Joppichs-Werder“ genannt wird. An der Mordstelle errichteten seine Berufskollegen einen schlichten Gedenkstein, dessen Vorderseite die Inschrift trägt:

Am 6. Mai 1872  
wurde hier der  
Hülfsjäger  
E. Joppich  
durch ruchlose  
Hand erschossen

Die Mordtat ist nie aufgeklärt worden. Einige verdächtige Personen wurden zwar in Haft genommen, doch konnte man ihnen nichts beweisen, und sie mußten wieder freigelassen werden. Eine noch heute kursierende Volksüberlieferung freilich weiß zu berichten, der Oberförster selbst sei der Täter gewesen. Beide wären in die hübsche Försterstochter im Forsthaus Stechlin verliebt gewesen, und der Oberförster habe den jungen Jägerburschen aus Eifersucht erschossen. Auf seinem Sterbebett habe der Oberförster dann sehr viel später seine Tat gebeichtet. Die ganze Sache klingt freilich recht unwahrscheinlich, denn der betreffende Oberförster war damals schon ein recht betagter Herr. Aber wie dem auch sei, „wo der Pascher ein Jahrhundert lang zu Hause war, wo Förster und Wildschütz ihre nicht endende Fehde führten, wo der Sturm die Bäume bricht und die tiefen Waldseen, die sich von uralter Zeit her einen Hang nach Menschenopfern bewahrt haben, ihre Polypen-Arme phantastisch ausstrecken, da sind immer ‚Geschichten‘ zu Haus.“ (Fontane).

Und das gilt sogar noch in unserer heutigen Zeit des Radios und des Fernsehens. Viele solcher „Geschichten“ aus unserer Zeit hat der unweit des Stechlin lebende und schaffende Schriftsteller Erwin Strittmatter in seinen in Dollgow und Menz spielenden Roman „Ole Bienkopp“ einfließen lassen und somit die Fontanesche Tradition in neuer Form fortgesetzt.

## Neuere Literatur über den Stechlinsee

- Bilek, J.: Die Gewässernamen des Stechlinsee-Gebietes. *Limnologica* (Berlin) 1, 4, 271–279 (1963).
- Heitmann, M.-L.: Die physikalisch-chemischen Verhältnisse im Stechlin- und Nehmitz-See. *Limnologica* (Berlin) 5, 3, 307–330 (1967).
- Krausch, H.-D.: Die Menzer Heide. *Jb. brandenb. Landesgesch.* 13, 96–118 (1962).
- , — : Nachrichten über Abfluß und Seespiegelveränderungen des Stechlinsee-Gebietes. *Limnologica* (Berlin) 1, 3, 211–215 (1962)
- Steenbeck, M.: Energiequelle Atom. *Bergakademie* (Freiberg) 9, 459–467 (1958).
- Außerdem zahlreiche weitere Arbeiten in den LIMNOLOGICA (Berlin)

## Die Dominik-Ausgabe

Eine notwendige Anmerkung

Theodor Fontane war ein passionierter Stilist, und seine literarischen Texte mußten wieder und wieder „unter die Feile“, bis er sie für druckreif hielt. Er pflegte seine Romane im ersten Entwurf in wenigen Wochen niederzuschreiben, und dann erst putzte er ihnen, wie er gern sagte, „den Stil an“. Seine Briefe geben beredtes Zeugnis von der Mühsal dieses „Pusselns und Bastelns“, das ihn monatelang an den Schreibtisch bannte und ihn oft völlig erschöpfte. Mit der gleichen Sorgfalt las er die Fahrenkorrektur, und er sprach in seinem Brief an Wilhelm Hertz vom 11. Dezember 1885 geradezu von seiner „vielleicht kindischen Peniblität in Drucksachen“. „Dreiviertel meiner ganzen literarischen Tätigkeit“, fügte er hinzu, „ist überhaupt Korrigieren und Feilen gewesen... Hätte ich die Kunst des ‚Festhinsetzens‘ zu üben verstanden, so hätte ich vielleicht auch eine Stube mit Atlaspapeten, die ich übrigens nicht sehr entbehre.“

Der Dichter hat diese Akribie der Formulierung, diese stilistische Exaktheit „bis zum Peinlichen und meinetwegen Kleinlichen“ (an Wilhelm Hertz am 3. September 1863) gegenüber Redakteuren, Druckern und Verlegern stets mit Nachdruck verteidigt. Und doch sind gerade die Texte *seiner* Romane in erschreckendem Maße „verwittert“, und kaum einer der bisherigen Fontane-Herausgeber hat jene „Peniblität in Drucksachen“ als editorische Verpflichtung empfunden.

Dieses Dilemma der Fontane-Philologie beginnt bereits bei der ersten zusammenfassenden Ausgabe, die 1890/91 unter dem Titel „Theodor Fontanes Gesammelte Romane und Novellen“ in zwölf Bänden erschien und die nach ihrem ersten Verleger als Dominik-Ausgabe bezeichnet wird. (Die Verlagsangaben wechseln: Band 1–7 Deutsches Verlagshaus [Emil Dominik], Band 8 und 9 Emil Dominik vorm. Deutsches Verlagshaus, Band 10 und 11 F. Fontane, Band 12 F. Fontane & Co.) In diese Ausgabe haben sich außerordentlich zahlreiche Fehler eingeschlichen, die durchweg als Versehen des Setzers zu betrachten sind. Daß auch die nicht unmittelbar sinnenstellenden Abweichungen des Dominik-Textes von den Buchausgaben nicht auf Fontane zurückgehen, zeigt ein Textvergleich bei „Vor dem Sturm“: die 1896 und 1898 bei Hertz erschienenen Exemplare der zweiten und dritten Auflage (die übrigens nicht, wie vielfach angenommen wird, gekürzt sind!) sind nach der Erstausgabe von 1878 und nicht nach der Dominik-Ausgabe gesetzt worden.

Einige wenige Beispiele aus „Vor dem Sturm“ mögen im folgenden andeuten, in welchem Maße der Text der Dominik-Ausgabe entstellt und verderbt ist:

Band-, Seiten-, Zeilenzahl nach Erstausgabe	Erstausgabe	Dominik
II, 84, 10–12	. . . er hat das Verbindliche, das allen Leuten innewohnt, die ihren ethischen Bedarf aus dem ästhetischen Fonds bestreiten.	. . . er hat das Verbindliche, das allen Leuten innewohnt, die ihren ethischen aus dem ästhetischen Fonds bestreiten.
II, 162, 2	dicke kurzbeinige Vögel (= Pinguine!)	kurze dickbeinige Vögel
II, 193, 6–7	in alter Munterkeit	in aller Munterkeit
III, 162, 5–7	Er erzählte von dem Marsche über das unaufgeräumte, die entsetzlichsten Szenen bietende Schlachtfeld . . .	Er erzählte von dem Marsche über das aufgeräumte, die entsetzlichsten Szenen bietende Schlachtfeld . . .
IV, 227, 22	Der Tritt keines Wachkommandos . . .	Der Tritt eines Wachkommandos . . .
IV, 255, 4	Endlich ward es hell . . .	Endlich war es hell . . .

Die zitierten Fälle, die sich beliebig (auch aus anderen Romanen) vermehren ließen, erweisen eindeutig, daß die Dominik-Ausgabe als Grundlage eines authentischen Fontane-Textes keinesfalls herangezogen werden kann. Fontane hat den Druck ganz offensichtlich nicht überwacht, und der Verleger überließ die Kontrolle des Textes wohl der Druckerei (Hofbuchdruckerei von W. Moeser in Berlin). Für diesen Sachverhalt spricht auch die – soweit wir sehen – einzige Erwähnung der Ausgabe bei Fontane. Er schreibt am 30. Januar 1890 an Otto Franz Gensichen: „Zum Schluß komme ich noch mit einer Bitte. Von meinen Erzählungen soll eine Gesamtausgabe erscheinen, darunter auch der dicke vierbändige Roman. Nun möchte ich gern die von Ihnen mit nur zu gutem Recht monierten Fehler korrigieren, sozusagen den Fleck tilgen. [In „Vor dem Sturm“ lebt der Schauspieler Fleck 1813 noch, obwohl er bereits 1801 gestorben war.] Nun, mit dem Fleck ist es leicht, aber da war noch ein zweiter, den ich wieder vergessen habe. Wissen Sie’s noch? Mir geschähe ein Dienst damit, wenn Sie mir’s noch mal auf einer Karte schreiben wollten.“ [Fontane nennt den Freiherrn von der Reck statt Ifflands als Generaldirektor der Königlichen Schauspiele.]

Beide Unstimmigkeiten sind in der Dominik-Ausgabe (und auch in den Editionen von 1896 und 1898) nicht korrigiert worden. Fontane schrieb dazu am 23. April 1891: „In diesen Tagen habe ich versucht, den bewußten *Fleck-Fleck* aus meinem Roman zu tilgen, kam aber zu spät und erfuhr durch Freund Dominik, letzte Woche sei der Druck der Gesamtausgabe schon über das betr. Kapitel hinausgegangen. Glücklicherweise birgt Berlin nur *einen*, der den Schnitzer merkt, und der weiß nun, daß wenigstens der gute Wille da war, den Fehler zu korrigieren.“ Der Dichter hat demnach von Dominik nur „erfahren“, wie weit der Text schon gedruckt war; hätte er die Korrekturfahnen mitgelesen, wäre die *Fleck-Angelegenheit* sicher bereinigt worden.

Noch unter einem anderen Aspekt, der bisher nicht beachtet worden ist, stellt sich die Dominik-Ausgabe als ein fragwürdiges Unternehmen dar. Dem Benutzer fällt sofort die merkwürdige Anordnung auf: die Romane sind – auch wenn sie vom Umfang her einen Dominik-Band nicht sprengen würden – vielfach auf zwei (oder mehr) Bände verteilt. Zu diesem Verfahren, das den Verkauf von Einzelbänden unmöglich machte, war Dominik aus verlagsrechtlichen Gründen gezwungen. Über die juristischen Zusammenhänge unterrichtet eine Notiz Friedrich Fontanes vom 8. August 1931 zu einem erstmals in Heft 6 der Fontane-Blätter gedruckten Brief des Dichters an seinen Sohn. Wir teilen zunächst diesen Brief und danach die aufschlußreiche, bisher noch nicht veröffentlichte Bemerkung Friedrich Fontanes mit, die überdies interessante werk- und verlags-geschichtliche Details vermittelt.

Berlin, 23. Januar 1890

Mein lieber Friedel.

Dominik, der gestern abend eine Stunde hier war, hat mich über den Stand der Sache unterrichtet; ich schreibe Dir in der Angelegenheit auch noch, wenn ich irgend kann am Sonnabend, wahrscheinlich aber erst am Dienstag, da Sonntag und Montag wegen Tolstois Stück in Wegfall kommen. Ergeh es Dir gut, grüße Lewy.

Dein alter Papa

Notiz dazu: Aus Anlaß des 70. Geburtstages hatte Dominik mit der ersten, zwar gutgemeinten, aber furchtbaren Gesamtausgabe der „Romane und Novellen“ in zwölf Bänden begonnen. Nur dadurch war dieselbe zustande gekommen, daß sich D. den Verlegern der Einzelausgaben gegenüber verpflichtete, die Romane nicht mit dem Schluß in den einzelnen Bänden enden zu lassen, sondern solchen Schluß auf den nächsten Band hinüberzuziehen. Dadurch wurde der „Einzelverkauf“ der D.schen Ausgabe unmöglich. Außer dieser Verpflichtung hatte D. auch noch an solche Verleger ein Ablösungshonorar gezahlt, die das Verlagsrecht für alle Auflagen besaßen. Bei allen war dies nicht der Fall. Zum Beispiel war

für „Graf Petöfy“ und „Irrungen, Wirrungen“ der Vorbehalt von Th. F. gemacht worden, die Erzählung im Rahmen einer Gesamtausgabe nach Ablauf von fünf Jahren (vom Erscheinungsjahr gerechnet) verwenden zu dürfen.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Bei F. W. Steffens, Leipzig, war 1888 „Irrungen, Wirrungen“ erschienen. Aber St. war kränklich und verkaufte schon ein knappes Jahr darauf die Restbestände dieses Romans incl. Verlagsrechte an R. Hübner in Königsberg (O. Pr.), der aber ebenfalls die Verlegerei wieder sehr bald aufgab. Noch kurz vor Jahresschluß, also kurz vor dem 70. Geburtstag, gelang es meiner Firma [F. Fontane & Co.], die ca. 500 Restbestände des Romans käuflich von Matz zu erwerben. Damit ging auch das Verlagsrecht für künftige Auflagen an uns über. Nun wollte Dominik für seine Gesamtausgabe aber unter allen Umständen „Irrungen“ haben, mußte sich also mit uns ins Einvernehmen setzen, weil ja noch nicht die 5 Jahre, sondern erst 1 Jahr seit Erscheinen der Buchausgabe verstrichen war. Darauf bezieht sich die obige, etwas mysteriös klingende Notiz „in der Angelegenheit“. Aber nicht nur diesen Roman, sondern auch das Seitenstück dazu, „Stine“, das noch nicht in Buchform erschienen war, mußte Dominik haben. Das wußte ich. Und deshalb war es mein Bestreben, die Einzelausgabe auch dieser kleinen Erzählung an mich zu bringen. Mit andern Worten, die Freigabe von „Irrungen“ für die D.sche Gesamtausgabe davon abhängig zu machen, daß mir mindestens „Stine“ gesichert wurde. Schon vorher hatte ich die Restbestände von „L'Adultera“ an mich gebracht. Der Verleger dieses Buches konnte nun also gezwungen werden, entweder eine neue Auflage davon zu veranstalten oder auf das Recht für künftige Auflagen zu verzichten. Als dann 1892 die Dominiksche Ausgabe von uns gekauft wurde, wurden dadurch nicht nur die Rechte von „L'Adultera“, sondern auch die von „Graf Petöfy“, „Schach von Wuthenow“, „Kriegsgefangen“ etc. — wo die Fälle ähnlich lagen — für uns in den Einzelausgaben frei. Und dadurch wurde der Bann gebrochen, daß mein Vater von der Firma seines Sohnes kein Geld nehmen wollte. Denn so weit gingen die Bedenken denn doch nicht, daß er ein Veto gegen den Neudruck seiner bei andern Verlegern ursprünglich erschienenen, dort vergriffenen Romane einlegen wollte. Es ist denn auch nur noch ein Roman („Unwiederbringlich“) bei Hertz erschienen, alle andern gelang es für unsere Firma zu erwerben.

Hier wird nachdrücklich bestätigt, daß die Dominik-Ausgabe auch verlagsrechtlich eine „Notgeburt“ war, wie sie schon Conrad Wandrey genannt hat.

## Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

### Neuerwerbungen und -erscheinungen

(Abgeschlossen am 20. 9. 1968)

#### A. Handschriften

Fontane, Theodor: Vorarbeiten zum „Ländchen Friesack“ (1889).

25 eigenh. Folioseiten „Wagenitz“.

4 eigenh. Seiten „Wagenitz“, Kapiteleinteilung.

3 eigenh. Seiten „Wagenitz“, das Herrenhaus, die Kirche, das Dorf.

7 eigenh. Seiten „Wagenitz“. Biographische Angaben über die dortigen Bredows.

7 eigenh. Seiten „Wagenitz“, Anekdoten, Geschichten und Beschreibung des Herrenhauses.

Auf den von Fontane beschriebenen Rückseiten befinden sich sieben von der Urschrift seines Romans „Unwiederbringlich“, Bemerkungen über den „Tunnel“ und zwei Seiten „Siegesbotschaft“.

Nachdem bereits vor einiger Zeit 34 hs. Seiten erworben werden konnten, besitzt das Fontane-Archiv nunmehr insgesamt 80 hs. Seiten des Dichters zu den Vorarbeiten zum „Ländchen Friesack“.

Friedlaender, Ernst (Geh. Staats-Archivar 1841–1903, Bruder Georg Friedlaenders), eigh. Brief an Ew. Exellenz (unbekannt). (Erwähnt Aktenmaterial für d. J. 1806 unter Hinweis auf Fontane.) Berlin, 4. 2. 1880. 1 S. 8° (E 4) (Geschenk von Herrn L. Mecklenburg, Marburg an der Lahn.)

#### B. Fotokopien

Fontane, Theodor: Faks. eines Briefes an Eduard Mörike. Berlin, 29. 10. 1860. 1 S. 8° [Fontane schickt M. sein soeben herausgekommenes Balladenbuch und bittet um kritische Einschätzung.] (Ca 1268)

Fontane, Theodor: Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch. Reinschrift von der Hand Emilie Fontanes aus dem Archiv des Georg-Westermann-Verlages in Braunschweig. 1880. 201 S. 4° (Na 10)

Fotokopien von Fontane-Handschriften, die sich im Besitz von Herrn Professor Dr. Henry H.-H. Remak, Universität Bloomington, Indiana (USA), befinden. (Dauerleihgabe.)

#### C. Bilder

124 Fotografien „Theodor Fontane und seine Zeit“. Geschenk des Verlages der Nation, Berlin.

## D. Literatur

### a) Primär-Literatur

- Fontane, Theodor [*Werke, Teils.*]: Schriften u. Glossen zur europäischen Literatur. Ausgew., eingel. u. erl. v. Werner Weber. Bd 2: Berlin, Mark Brandenburg, Klassik und Romantik, Zeitgenossen. Zürich & Stuttgart: Artemis (1967). XI, 591 S. 8° (Klassiker der Kritik.) (Hf 66/1048 = 2) (Geschenk von Herrn Dr. Werner Weber, Zürich.)
- Fontane, Theodor: „Zeitbilder: ‚Sidonie von Borcke‘ u. ‚Storch von Aedbar‘.“ [*Werke, Teils.*] Bearb. v. Walter Keitel. Hrsg. v. Fontane-Archiv . . . in Zusammenarb. mit d. „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“. [Potsdam] 1968. 79 S. 8° („Fontane-Blätter“. Sonderheft 1.) (Hf 68/3734) [Vergriffen.]
- Fontane, Theodor [*Werke, Ausz.*]: Selbstbildnis. Ausgew. . . v. Karl Christoffel. Heidelberg: Lambert Schneider [1968]. 336 S. 8° (Hf 68/4755) (Geschenk von Herrn Dr. med. H.-J. Calov, West-Berlin.)
- Fontane, Theodor: Briefe in zwei Bänden. Ausgew. u. erl. von Gotthard Erler. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1968. 8° (Bibliothek deutscher Klassiker.) (Hf 68/3733) (Geschenk des Verlages in einigen Ex.)
- Fontane, Theodor: Unveröffentlichte *Briefe* an den Sohn Friedrich (1. 12. 1884; 23. 1. 1890; 28. 1. 1890; 8. 7. 1890; 11. 7. 1890.) — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 5. 1968, S. 237–239. 8°
- Fontane, Theodor: Unveröffentlichte *Briefe* (an Friedrich Stephany v. 23. 2. 1887; Dr. Eugen Wolff v. 16. 4. 1895; Emmy Seegall v. 22. 7. 1895; Dr. Karl Holle v. 23. 2. 1897). — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 239–241. 8°
- Fontane, Theodor: Unterm *Birnbaum*. Mit e. Nachw. v. E. Neis. Paderborn: Schöningh 1968. 112 S. 8° (Deutsche Texte. 304.)
- Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Ill. v. Gerhard Ulrich. (Das Nachw. wurde entnommen aus: Heinrich Wolfgang Seidel, Theodor Fontane, erschienen 1940. Ausg. f. Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh, den Europäischen Buch- u. Phonoklub, Stuttgart u. die Buchgemeinschaft Donauland, Wien.) Gütersloh: Mohn [1968]. 318 S. 8° (Hf 68/3455) [Geschenk des Bertelsmann-Leserings.]
- Fontane, Theodor: Unveröffentlichter *Dankestoast* an den Rütli. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 243–244. 8°
- Fontane, Theodor: Unveröffentlichte *Gedichte* („Bei Verbannung meines Tagebuches“ (1844). „Bei Lepels Rückkehr“ (Anfang Januar 1867)). — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 7. 1968, S. 245–246. 8°
- Fontane, Theodor: *Grete Minde*. Nach einer altmärkischen Chronik. Ungekürzte Ausg. mit e. Einl. u. Anm. versehen v. J. A. Hore. Gronichen: J. Noordnijn en Zoon 1967. 93 S. 8°

Fontane, Theodor: *Mathilde Möhring*. Ein Roman. Ed. by Thomas A. Riley. New York: Scribner (1967). IX, 193 S. 8° (Hf 68/2916) (Geschenk v. Fräulein Johanna van Lente, Chatauqua Carbondale, Illinois (USA).)

Fontane, Theodor: *Unwiederbringlich*. Berlin: Ullstein 1968. (Neue Ullstein Bücher 2656.)

b) *Sekundär-Literatur* (hier wird auch die ältere Literatur angezeigt, die in dem gedruckten Katalog von Joachim Schobeß „Literatur von und über Theodor Fontane“, 2. bed. verm. Aufl. 1965, nicht verzeichnet ist)

Autenrieth, Heinz: Vor 150 Jahren: Fröherr Karl August von Wangenheim, erster württembergischer Kulturminister [Vater des mit Fontane befreundeten Karl Hermann von Wangenheim. Vgl. K. Höfer: Theodor Fontane u. die Familie v. Wangenheim. (Privatdr. Eisenach 1939.)] — In: Kultus u. Unterricht. Amtsblatt d. Kultusministeriums Baden-Württemberg. Jg. 16. Stuttgart 15. 10. 1967. (ZA 1967)

Bachmann, Rainer: Theodor Fontane u. die deutschen Naturalisten. Vergleichende Studien zur Zeit- und Kunstkritik. München 1968: Schön. V, 245 S. 8° — München, Phil. Diss. v. 27. 2. 1968. (Hf 68/3517) (Geschenk des Verfassers.)

Beaucamp, Eduard: Raabe u. Fontane. Hubert Ohl zum realistischen Roman. — In: Frankfurter Allg. Ztg. v. 6. 8. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]

Betz, Frederick: Riley, Thomas A. (ed.), Theodor Fontane: Mathilde Möhring. New York: Charles Scribner's Sons (1967). ix, 193 pp. — In: Book Reviews 1968, S. 737/38. [Besprechung.] (ZA 1968)

Biehahn, Erich: Libyen u. Arkadien in der Mark. Aus der Entdeckungsgeschichte der märkischen Landschaft. — In: Jahrbuch f. Brandenburg. Landesgeschichte. Bd 18. 1967, S. 56–62. 8° (in Hz 52/161 q = 18)

Brandes, Heino: Das Anliegen. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 9–11. 8° (in Hf 66/6177)

Brandes, Heino: Symposium u. Feierstunde zum dreißigjährigen Bestehen des Fontane-Archivs. — In: Fontane-Blätter. Bd. 1, H. 3. 1966, S. 75–85. 8°

Brückmann, Kurt: Das Theodor-Fontane-Archiv gestern, heute und morgen. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 113–120. 8° (in Hf 66/6177)

- Carlsson, Anni: Der Kritiker Thomas Mann. 8° — Aus: Universitas. Zeitschrift f. Wissenschaft, Kunst u. Literatur. Stuttgart. Jg. 22, H. 11. 1967, S. 1181—1188. (ZA 1967) (Geschenk der Verfasserin.)
- Carlsson, Anni: Die Literatur als Thema Fontanes. Zum 2. Teil der Sammlung „Theodor Fontane: Schriften u. Glossen zur europäischen Literatur“. — In: Neue Zürcher Zeitung v. 7. 4. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Carlsson, Anni: Hans Heinrich Reuter: Fontane. Nymphenburger Verlags-Handlung, München. — In: Süddeutsche Ztg., München v. 11. 8. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Engel, Hans-Ulrich: Zur Aktualität Fontanes. — In: Die Neunzehn. Texte u. Informationen. München 1968, S. 12—15. 8° (ZA 1968, 2)
- Eyssen, Jürgen: Viermal Fontane. Neue Monographien über einen klassischen Dichter. (Brinkmann, V. J. Günther, Nürnberger u. Reuter über Fontane.) — In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 2. 4. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Fetter, Erich: Wie er zuletzt war, so war er eigentlich. Zu H.-H. Reuters Fontane-Biographie. — In: National-Ztg., Berlin v. 11. 8. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Forch, Heide: Turgenev und Fontane — zwei bedeutende Vertreter des europäischen kritischen Realismus. 4° — Potsdam, Staatsexamensarbeit an der Päd. Hochschule v. 22. 4. 1964. 72, 3, 3 S. (ZA 1964, 1 q) [Maschinenschr. Dauerleihgabe der Päd. Hochschule]
- Franke, Heinz: Fontane-Archiv. — In: Neue Berliner Illustrierte v. 3. 8. 1968. (ZA 1968)
- Fricke, Hermann: Zur Pathographie des Dichters Theodor Fontane. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 95—112. 8° (in Hf 66/6177)
- Göbel, Joachim: „Er mußte alt werden, um ganz er selbst zu werden.“ In: Märkische Volksstimme. Beil. „bei uns“ v. 13. 7. 1968. (ZA 1968) [Besprechung der Biographie „Fontane“ von H.-H. Reuter.]
- Göbel, Joachim: Fontane und Riehl. Eine vergleichende Untersuchung über die deutsche kulturhistorische Studie im 19. Jahrhundert. Potsdam: Staatsexamensarbeit an der Päd. Hochschule (1959). 94 S. 4° (Hf 68/3683 q) (Geschenk des Verfassers, der im Fontane-Archiv arbeitete.)
- Goldammer, Peter: Storms Werk und Persönlichkeit im Urteil Th. Fontanes. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 247—264. 8°
- Gomez, Jean: Zum Spannungsverhältnis Individuum—Gesellschaft in Theodor Fontanes erzählerischem Werk. 122 S. 4° Université de Liège (Belgien) 1967—68. Phil. Diss. (Hf 68/4744 q) (Geschenk d. Verfassers, der das Fontane-Archiv benutzte.)

- Hartmann, Werner: Schriftsteller und Apotheker. Theodor Fontane in Leipzig. — In: Der Neue Weg, Halle v. 7. 2. 1968. (ZA 1968)
- Haufe, Heinz: Fontanes Blechen-Bild. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 5. 1967, S. 192–203. 8°
- Heinrich, Gerd: Verwaltungsgliederung der Provinz Brandenburg 1815 bis 1945. Maßstab 1 : 500 000. Berlin: Walter de Gruyter (1967). 44 cm × 66,5 cm. 8° [Lithogr., kol.] [Kopftit.] [Nebst] Verwaltungsgliederung u. Grenzziehung 1815–1966. Erl. zur Kt. — Aus: Veröffentlichungen d. Historischen Komm. zu Berlin. Bd 25. Geschichte v. Brandenburg u. Berlin. Bd 3. (ZA 1968, 1) (Geschenk des Verfassers.)
- Herd, E. W.: Beyond Recall. By Theodor Fontane. Translated with an introduction by Douglas Parmée. Oxford University Press (The World's Classics No. 602). 1964. — In: German Life & Letters. A Quarterley Review. New series. Vol. XXI, Oxford, Oct. 1967, No 1, S. 82–83. 8° (ZA 1967)
- Hering, Gerhard F.: Meister deutscher Kritik. 2: Von Börne zu Fontane. München: Deutscher Taschenbuch-Verl. 1963. 329 S. 8°
- Hoffmann, Felix: Fontane-Blätter: eine Fundgrube. Theodor Fontanes Blechen-Bild in der Darstellung von Heinz Haufe. — In: Der Morgen. Bez.-Ausg. Cottbus v. 21. 2. 1967.
- Homeyer, Fritz: Der Fontane-Abend in Berlin (1927–1933). — In: Homeyer, Fritz. Deutsche Juden als Bibliophilen u. Antiquare. 2. erw. u. verb. Aufl. Tübingen 1966, S. 75–77. 8° (ZA 1966)
- Jolles, Charlotte: „Gideon ist besser als Botho.“ Zur Struktur des Erzählschlusses bei Fontane. 4° — Aus: Festschr. f. Werner Neuse. Fides anl. d. vierzigjährigen Bestehens der Deutschen Sommerschule am Middlebury College u. der Emeritierung ihres Leiters. (Berlin 1967.) (Hf 68/2745 q)
- Jolles, Charlotte: „Und an der Themse wächst man sich anders aus als am ‚Stechlin‘“. Zum Englandmotiv in Fontanes Erzählwerk. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 5. 1967, S. 173–191. 8°
- Kaiser, Joachim: Scharfer Blick auf Götterbilder. Lesen-Lernen beim Theaterkritiker Theodor Fontane. — In: Süddeutsche Zeitung München v. 3. 6. 1968. (ZA 1968)
- Keitel, Walter: Fontanes letztes Ideal. Zum Todestag von Gertrud Schacht, geb. Mengel. — In: Neue Zürcher Zeitung v. 31. 3. 1968. (ZA 1968)
- Keitel, Walter: Jean de Pablo, Theodor Fontanes Verhältnis zur Französischen Kolonie zu Berlin. 1967. 14 S. 8° — In: Der Deutsche Hugenott. Jg. 32, Nr 1. März 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]

- Kratzsch, Konrad: In neuem Licht. Die „genetische Monographie“ über Fontane von Dr. Reuter. — In: Thüringische Landes-Ztg., Weimar v. 26. 7. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Kretschmann, Erna: Freienwalder Freundeskreis „Theodor Fontane“. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 284–288. 8°
- Kreuzer, Helmut: Fontane, Theodor. Werke, Bd 15. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1967. 8° — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 9, H. 2. 1968, S. 407. 8° (ZA 1968) [Besprechung.]
- Kreuzer, Helmut: Theodor Fontane. Sämtliche Werke. Bd 22, T. 1–3. München: Nymphenburger Verlagshandlung (1964–67). [Besprechung.]
- Krieger, Hans: Theodor Fontane und München. Die Geschichte einer vergeblichen Hoffnung. — In: Münchener Stadtanzeiger v. 5. 1. 1967. (ZA 1967)
- Kunze, Horst: Übergabe der Fontane-Autographe der Deutschen Staatsbibliothek an das Theodor-Fontane-Archiv. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 121–122 8° (in Hf 66/6177)
- Kunze, Horst: Ich empfehle: Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Berlin: Verlag der Nation. 1107 S. — In: Berliner Zeitung v. 12. 5. 1968. [Besprechung.]
- Langenbucher, Wolfgang R.: Das Publikum im literarischen Leben des 19. Jahrhunderts. — In: Börsenbl. f. d. deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausg. Jg. 24 v. 13. 8. 1968, S. 1857–66. (S. 1863 ff.: Fontane). (ZA 1968)
- Martin, Walter: William Shakespeare, Hamlet, Prinz von Dänemark. Übers. von Theodor Fontane. Im Auftr. d. Universitäts-Bibliothek d. Humboldt-Universität zu Berlin hrsg. v. Joachim Krueger. Aufbau-Verl. Berlin & Weimar 1966. — In: Shakespeare-Jahrbuch. Weimar 1968, S. 280–282. 8° (Z 49/2771 = 1968) [Besprechung.]
- Mengin, Ernst: Ursprung und Etymologie des Wortes „Hugenotten“. 1–6. [1:] Jg. 30, Nr 4. 1966 (S. 120–124); [2:] Jg. 31, Nr 1. 1967 (S. 13–17); [3:] Jg. 31, Nr 2 (S. 53–56); [4:] Jg. 31, Nr 3 (S. 80–84); [5:] Jg. 31, Nr 4 (S. 108–114); [6:] Jg. 32, Nr 1. 1968 (S. 11–17). (ZA 1966)
- Mětšk, Frido: Theodor Fontanes Begegnungen 1859 im Spreewald. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 67–80. 8° (in Hf 66/6177)
- Migge, Walther: „Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit“. — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 9, H. 2. 1968, S. 422–423. 8° (ZA 1969) [Besprechung.]

- Mozolewska, Edeltraud Helena: Das Problem der Ehre in den Romanen Theodor Fontanes. Poznań: Staatsexamens-Arbeit an der Adam-Mickiewicz-Universität 1968. 77 S. 4° (Hf 68/4743 q) (Geschenk der Verfasserin, die das Fontane-Archiv benutzte.)
- Müller-Seidel, Walter: Der Fall des Schach von Wuthenow. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 53–66. 8° (in Hf 66/6177)
- Musial, Grazyna: Theodor Fontane und Polen. Leipzig: Diplomarbeit an der Karl-Marx-Universität. 86 S. 4° (Hf 68/3982 q) (Geschenk der Verfasserin, die im Fontane-Archiv arbeitete.)
- Nürnberg, Helmuth: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen u. Bilddokumenten. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1968. 187 S. 8° (rowohlts monographien. 145.) (Hf 68/5215) (Geschenk des Verfassers.)
- Ohl, Hubert: Bild und Wirklichkeit. Studien zur Romankunst Raabes und Fontanes. Heidelberg: Lothar Stiehm 1968. 307 S. 8° (Hf 68/4217) (Geschenk des Verlages.)
- Pablo, Jean de: Theodor Fontanes Verhältnis zur Französischen Kolonie zu Berlin. Obersichte in Braunschweig 1967. 8° (Geschichtsblätter des Deutschen Hugenotten-Vereins. 16, H. 4.) (Hf 68/2040) (Geschenk des Deutschen Hugenotten-Vereins.)
- Hans-Heinrich Reuter: Fontane. Eine Biographie in zwei Bänden. Verlag der Nation. Berlin 1968. — In: Neue Zürcher Zeitung v. 2. 6. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Reuter, Hans-Heinrich: Das Bild des Vaters. — In Fontane-Blätter. Bd 1, H. 3. 1966, S. 61–74. 8°
- Reuter, Hans-Heinrich: Grundpositionen der ‚historischen‘ Autobiographie Theodor Fontanes. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 13–36. 8° (in Hf 66/6177)
- Reuter, Hans-Heinrich: Fontane, Theodor. Der Stechlin. München: List 1967. 431 S. 8° = Epikon. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 306 und Germanistik, Jg. 9, H. 2. 1968, S. 407–408. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Reuter, Hans-Heinrich: „Die Weihe der Kraft“. Ein Dialog zwischen Goethe u. Zelter u. seine Wiederaufnahme bei Fontane. — In: Studien zur Goethezeit. Festschr. f. Lieselotte Blumenthal. Weimar: Böhlau 1968, S. 357–375. 8° (ZA 1968, 3)
- Reuter, Hans-Heinrich: Vincenz, Guido. Fontanes Welt. Eine Interpretation des ‚Stechlin‘. — Zürich: Jurus 1966, 111 S. 8° — In: Germanistik. Jg. 9, H. 1. Jan. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]

- Reuter, Hans-Heinrich: Brinkmann, Richard, Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit der Unverbindlichkeit. München: Piper (1967). — In: Germanistik, Tübingen. Jg. 9, H. 3. Juli 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Reuter, Hans-Heinrich: Günther, Vincent J.: Das Symbol im erzählerischen Werk Fontanes. Bonn: Bouvier 1967. — Aus: Germanistik, Tübingen. Jg. 9, H. 2. April 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Reuter, Hans-Heinrich: Vollender des modernen Romans. Zum 70. Todestag Fontanes. — In: Thüringische Landes-Ztg., Weimar 20. 9. 1968. (ZA 1968)
- Reuter, Hans-Heinrich: Josef Thanner, Die Stilistik Theodor Fontanes. Untersuchungen zur Erhellung des Begriffes „Realismus“ in der Literatur. The Hague, Paris: Mouton 1967. 160 S. — In: Deutsche Literatur-Ztg., Jg. 89, H. 8, Spalte 713–717. 4° (ZA 1968) [Besprechung.]
- Salomon, George: „Wer ist John Maynard?“ Fontanes tapferer Steuermann u. sein amerikanisches Vorbild. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 2. 1965, S. 25–40. 8°
- Sasse, Hans Christopher: Theodor Fontane. An introduction to the novels and novellen. Oxford: Blackwell 1968. 195 S. 8° (Modern Language Studies.) (Hf 68/3518) (Geschenke des Verfassers u. von Herrn Dr. Geoffrey Butler, London.)
- Sasse, Hans Christopher: Fontane, Schach von Wuthenow, Dichtung u. Wirklichkeit. By Pierre-Paul Sagave. Ullstein Bücher: Frankfurt-Berlin 1966. — In: German Life & Letters: A Quarterly Review. New series. Vol. 21, Oxford January 1968, No 2, S. 139–141. 8° [Besprechung.]
- Saucke, Kurt: Lerne denken mit dem Herzen. Theodor Fontane... Dargeboten v. Karl Christoffel. Verl. Lambert Schneider, Heidelberg 1968. — In: Deutsches Allg. Sonntagsbl. v. 4. 8. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Schobeß, Joachim: Der meistgelesene Autor unseres Bezirkes. Zum heutigen 148. Geburtstag Theodor Fontanes. — In: Märkische Union, Bezirksausg. Potsdam v. 30./31. 12. 1967. (ZA 1967)
- Schobeß, Joachim: Ein Besuch bei Gertrud Schacht. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 4. 1967, S. 158–161. 8°
- Schobeß, Joachim: Pierre-Paul Sagave, Fontane, Schach von Wuthenow. Dichtung u. Wirklichkeit. Deutung u. Dokumentation. Berlin: Ullstein 1966. 191 S. 8° — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 3. 1966, S. 102–106 u. Deutsche Literatur-Zeitung. Jg. 88, H. 6. 1967, Spalten 517–520. (ZA 1967) [Besprechung.]

- Schobeß, Joachim: Über den Wiederaufbau des Fontane-Archivs. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 3. 1966, S. 86–90. 8°
- Schobeß, Joachim: Hans-Heinrich Reuter, Fontane. Berlin: Verl. d. Nation 1968. Mit 104 zeitgenöss. Darst., Photogr. u. Hs.-Proben. 2 Bände. 8° — In: Fontane-Blätter, Bd 1, H. 6. 1968, S. 301–303. 8° [Besprechung.]
- Schobeß, Joachim: „... bin ich geradezu Briefschwärmer“. Theodor Fontane: Briefe in zwei Bänden. Aufbau-Verlag Berlin u. Weimar 1968. 1070 S. Ganzleinen 12,— M. — In: National-Zeitung, Berlin v. 28. 7. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Schobeß, Joachim: „'ne Bank für den Alten“. Fontanefreunde richteten Gedenkstätte in Schiffmühle her. — In: Brandenburgische Neueste Nachrichten, Potsdam, vom 16. 7. 1968 u. Mitteldeutsche Neueste Nachrichten, Leipzig, vom 21. 7. 1968. (ZA 1968)
- Schobeß, Joachim: In- und ausländische Gäste im Fontane-Archiv. — In: Märkische Volksstimme, Stadtausg. Potsdam v. 3. 8. 1968. (ZA 1968) öö
- Schobeß, Joachim: Potsdam, Zentrum der Fontane-Forschung. — In: National-Ztg., Berlin. Beil. „Neues Leben, neue Menschen“ v. 24. 8. 1968. (ZA 1968)
- Schreinert, Kurt: Briefe von Georg und Hans Friedlaender an Friedrich Fontane. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 4. 1967, S. 109–138. 8°
- Schultze, Christa: Theodor Fontane u. die russische Literatur. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 2. 1965, S. 40–55. 8°
- Schultze, Christa: Theodor Fontane und K. A. Varnhagen von Ense im Jahre 1848. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 4. 1967, S. 139–153. 8°
- Seiffert, Hans Werner: Zu Fontanes ‚Effi Briest‘. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 81–94. 8° (in Hf 66/6177)
- Sommer, Dietrich: Prädestination und soziale Determination im Werk Theodor Fontanes. — In: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966, S. 37–52. 8° (in Hf 66/6177)
- Stürzbecher, Manfred: Berlins alte Apotheken. Mit 23 Abb. Berlin: Hessling 1965. 87 S. 8° [Mit Angaben über Theodor Fontane und die Apotheker Wilhelm Rose sowie Julius Edmund Schacht.] (H. 68/3409)
- Tank, Kurt Lothar: Ausdruck einer Fontane-„Welle“. Zwei neue Standardwerke (Fontane-Jubiläums-Ausg., München, Nymphenburger Verl.-Handlung u. H.-H. Reuters Fontane-Biographie.) — In: Welt am Sonntag, West-Berlin v. 11. 8. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Teitge, Hans-Erich: Zur Ehrenpromotion Theodor Fontanes. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 4. 1967, S. 156–158. 8°

- Theodor Fontane — neu entdeckt. (H.-H. Reuter, Fontane u. Fontanes Briefe v. Gotthard Erler.) — In: Liberal-Demokratische Ztg., Halle v. 8. 8. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Tietze, Ernst: Vom Oderbruch und den Oderbrüchern. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 1. 1965, S. 9–12. 8°
- Turner, David: Coffee or Milk? — That is the question: on an incident from Fontane's Frau Jenny Treibel. — In: German Life & Letters. New series. Vol. 21, Juli 1968, No 4, S. 330–335. 8° (ZA 1968, 4)
- Turner, David: Marginalien und Handschriftliches zum Thema: Fontane und Spielhagens Theorie der ‚Objektivität‘. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 265–281. 8°
- Watanabe, Mieko: Fontane no ‚Efi Bristo‘. Sakuhin-Kaishaku no Kokoromi. [Fontanes ‚Efi Briest‘. Eine Interpretation. Jap.] — In: Quelle. 16 [17. 1. 1966], S. 2–18. (Geschenk der Verfasserin.)
- Weiteres zu ‚John Maynard‘: Der Schiffsname ‚Schwalbe‘. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 4. 1967, S. 153–156. 8°
- Wilhelm, Egon: Offen von Mal zu Mal. Theodor Fontane, Schriften u. Glossen zur europäischen Literatur. Bd 2. Artemis-Verlag Zürich. — In: Die Tat, Zürich v. 9. 3. 1968. (ZA 1968) [Besprechung.]
- Wilpert, Gero: Theodor Fontane (1819–1898). — In: Wilpert, G. u. Adolf Göhring: Erstausgaben deutscher Dichtung. Eine Bibliographie zur deutschen Literatur 1600–1960. — In: Stuttgart: Kröner 1967, S. 335 bis 336. 8° (in 68/3401)
- Wruck, Peter: Preußentum und Nationalschicksal bei Theodor Fontane. Zur Bedeutung von Traditionsbewußtsein u. Zeitgeschichtsverständnis für Fontanes Erzählungen ‚Vor dem Sturm‘ u. ‚Schach von Wuthenow‘. Berlin 1967. III, 443 S. 4° Berlin, Phil. Diss. v. 26. 6. 1967. (Hf 68/2746 q) [Maschinenschr.]
- Wruck, Peter: Historischer Roman und epische Technik. Walter Wagner: Die Technik der Vorausdeutung in Fontanes ‚Vor dem Sturm‘ u. ihre Bedeutung im Zusammenhang des Werks. Marburg 1966. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 5. 1967, S. 231–233. 8° [Besprechung.]
- Wruck, Peter: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit. Potsdam 1966. — In: Zentralblatt f. Bibliothekswesen. Leipzig. Jg. 81, H. 11. 1967, S. 684–686 u. Fontane-Blätter. Bd 1, H. 6. 1968, S. 303–305. 8° [Besprechung.]
- Wruck, Peter: Zum Zeitgeschichtsverständnis in Theodor Fontanes Roman ‚Vor dem Sturm‘. — In: Fontane-Blätter. Bd 1, H. 1. 1965, S. 1–9. 8°

*Weitere Literaturerwerbungen*

- Ibsen, Henrik: Briefe. Ausw., Übers. u. Nachw. von Anni Carlsson. Mit 8 Bildtaf. Stuttgart: Reclam jun. (1967). 231 S. 8°
- Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft. Jg. 11. Stuttgart: Kröner 1967. 689 S. 8° (Geschenk des Schiller-National-Museums, Marbach.)
- Spittmann, Ilse u. Gisela Helwig: Reise nach drüben. Vergangenheit u. Gegenwart im Land zwischen Elbe und Oder. Ein Lesebuch (mit Texten von Theodor Fontane). (Köln:) Kiepenheuer & Witsch (1967). 415 S. 8° (Geschenk des Verlages.)
- Stiehm, Lothar: Max Tau. Bildner, Erwecker, Warner. (Heidelberg: Stiehm) 1968. 126 S. 8° (Geschenk des Verfassers.)
- Teitge, Hans-Erich: Theodor Storm. Bibliographie. Berlin: Deutsche Staatsbibliothek 1967. VII, 313 S. 8° (Geschenk des Bearbeiters.)

— J. Sch. —

Nach Redaktionsschluß ging ein:

- Schorneck, Hans-Martin: Fontane und die Franzosen. Göttingen 1966. 212 S. 4° Göttingen, Phil. Diss. v. 24. 5. 1967 (Geschenk des Verfassers in 2 Ex.)

## Buchbesprechungen

### Fontanes Briefe in zwei Bänden

(Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler). Bd. 1.2. — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1968 (Bibliothek Deutscher Klassiker).

Ohne Zweifel gehört Fontane zu denjenigen deutschen Dichtern, von denen man mit vollem Recht sagen kann, daß ihre künstlerische Größe und Eigenart ebenso sehr in ihren Briefen wie in ihren Werken zum Ausdruck kommen. Denn Fontanes Briefe bleiben nicht einfach Dokumente zur Geschichte seines Lebens und Schaffens sowie seiner Zeit und Umwelt, sondern der Dichter hat viele seiner Briefe mehr oder minder bewußt zu kleinen Kunstwerken ausreifen lassen. Und das heißt, daß sie — entsprechend den Möglichkeiten, die das literarische Genre des Briefes bietet — in Form und Gehalt vollendet sind. In solchen Briefen, zumal des alten Fontane, kleidet sich die Lebensweisheit, die aus seinen besten Romanen spricht, in das Gewand jener pointierten, bündigen Sprache, durch die sich Fontanes Balladen und seine bedeutendsten Erzählungen auszeichnen. Zugleich aber sorgt der Plauderton dafür, daß der ephemere Charakter des Briefes nicht ganz vergessen wird, während die Offenheit des persönlichen Bekenntnisses, besonders wenn Fontane auf soziale, politische und zeitgeschichtliche Fragen eingeht, die Intimität der brieflichen Mitteilung deutlich genug bezeugt.

Nun hat aber gerade die Rückhaltlosigkeit, mit der sich Fontane gegenüber seinen Briefpartnern äußert und auf der nicht zuletzt Wert und Reiz seiner Briefe beruhen, frühere Herausgeber veranlaßt, den Text in einer oft unverantwortlichen Weise zu beschneiden oder gar zu verändern. Darauf hat Hans-Heinrich Reuter 1961 in einem Aufsatz in den „Weimarer Beiträgen“ als erster aufmerksam gemacht. Gotthard Erler, der Herausgeber der vorliegenden zweibändigen Auswahl, die eine Ergänzung zu der von H.-H. Reuter besorgten fünfbandigen Werkausgabe (Berlin und Weimar 1964) bildet, sah sich daher genötigt, die Briefe nicht einfach aus früheren Veröffentlichungen zu übernehmen, vielmehr auf die Handschriften bzw. auf Abschriften zurückzugreifen, soweit sie noch vorhanden sind. Das Ergebnis dieser gewiß mühevollen Arbeit ist eine repräsentative, alles Wesentliche berücksichtigende Auswahl von etwa 450 Briefen aus den Jahren 1842 bis 1898, die nicht nur Glanz und Reichtum Fontanescher Briefkunst erschließt und dabei dem Lebensweg und dem in sich so widerspruchsvollen Denken und Schaffen des Dichters folgt, sondern darüber hinaus zum ersten Male den authentischen Text bietet. Wir können die Briefe nun so lesen, wie Fontane sie wirklich

geschrieben hat, und wer die früheren Sammlungen zum Vergleich heranzieht, wird feststellen, daß, abgesehen von der Beseitigung der erwähnten willkürlichen Änderungen, beträchtliche Teile des Textes hier erstmals veröffentlicht werden.

In den nun wieder eingefügten Passagen geht es keineswegs nur um Fontanesche Familienangelegenheiten. Sie enthalten auch gesellschaftskritische Stellungnahmen und aufschlußreiche Urteile über Freunde und Zeitgenossen, wie, um nur zwei Beispiele zu nennen, etwa die Briefe an Emilie Fontane vom 11. Juni 1879 und an Mathilde von Rohr vom 15. Januar 1880 zeigen. Was nämlich Fontane in dem Brief an seine Frau über das „Bourgeoisium“ sagt (Bd. 2, S. 8), fehlt in der bekannten Ausgabe der „Briefe an seine Familie“, wie man auch die kritischen Bemerkungen über Bernhard von Lepel und dessen zweite Frau bzw. über den preußischen Adel, die Fontane gegenüber Mathilde von Rohr macht (Bd. 2, S. 17 f.), in den „Briefen an seine Freunde“ vergeblich sucht, obgleich die beiden Lepels, als die „Briefe an seine Freunde“ 1909 erschienen, bereits verstorben waren und sich die Fortlassung des Passus nicht mit gebotener Rücksichtnahme auf noch lebende Personen rechtfertigen ließ. Diese Beispiele mögen andeuten, daß also Gotthard Erlers Ausgabe Lektüre und Studium der Briefe Fontanes auf eine neue, sichere Grundlage stellt. Darin besteht ihre besondere Bedeutung, und dadurch vor allem unterscheidet sie sich von anderen Auswahlbänden von Fontane-Briefen, die in letzter Zeit erschienen sind.

Das Verständnis der Briefe erleichtern die etwa 65 Seiten umfassenden Anmerkungen, die bei aller Beschränkung auf das Wichtigste in sehr glücklicher Weise aus zeitgenössischen Quellen (besonders aus der „Vossischen Zeitung“) schöpfen. Sie werden ergänzt durch ein Register der Personen und der Periodica sowie ein Verzeichnis der in den Briefen erwähnten Werke Fontanes. Unsere besondere Aufmerksamkeit wird dabei das Personenregister verdienen, da es Weite und Grenze des immerhin ungewöhnlich umfänglichen Interessenkreises Fontanes umreißt.

Der Herausgeber, der sich sowohl bei der Auswahl der Briefe wie auch bei ihrer Erläuterung als gründlicher Kenner der Materie erweist, würdigt in einem kurzen Vorwort Fontanes „talent épistolaire“, dem übrigens auch sein — in diesem Heft der „Fontane-Blätter“ abgedruckter — vorzüglicher Vortrag gegolten hat.

Dr. Joachim Krueger

## Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. 1840 bis 1860. Politik, Poesie, Geschichte

Hamburg: Christian Wegner Verlag 1967

„Scheint es nicht“, so fragte Thomas Mann 1910 in seinem Essay über Theodor Fontane, „daß er alt, sehr alt werden mußte, um ganz er selbst zu werden?“ Diese berühmte Formulierung prägte den längst landläufig gewordenen Begriff vom „alten Fontane“ entscheidend mit und fixierte eine Vorstellung, in der sich ebendieser „alte Fontane“ als eine Erscheinung sui generis ausnahm, als ein reines Phänomen des Alters. Der „eigentliche“ Fontane – das war und ist vielfach noch der Schöpfer des erzählerischen Spätwerks, der mit jenem Publizisten und Redakteur, Lyriker und Reiseschilderer Fontane aus den Jahrzehnten zwischen 1840 und 1860 nur den Namen gemeinsam zu haben scheint. Die zusammenfassenden literaturwissenschaftlichen Darstellungen erlagen aus guten Gründen der Faszination durch das Alterswerk. Sie bemühten sich unter diesem Zeichen nicht um ein historisch-dialektisches Gesamtbild von der widerspruchsreichen Genesis des „Effi-Briest“-Autors, sondern konfrontierten die literarisch opulente und politisch bemerkenswerte Spätphase mit der vermeintlich unergiebigem Jugendentwicklung. Fontane hat diese Einseitigkeit seines literaturhistorischen Profils zu gutem Teil „mitverschuldet“: Seine autobiographischen Bücher retuschieren bewußt und unbewußt literarische Fakten und biographische Ereignisse der Frühzeit, und bis auf wenige ausgewählte Gedichte hat er die Dokumente seiner literarischen Anfänge nicht wieder drucken lassen.

Erst in den letzten Jahren, als Germanisten und Verleger in aller Welt Fontane als (wie er gesagt haben würde) „Nummer 1“ zu entdecken begannen, ist durch die Veröffentlichung unbekannter und ungedruckter Texte auch das Interesse am „jungen Fontane“ geweckt worden. Die unvoreingenommene Prüfung dieser literarischen Zeugnisse erweist dabei sehr rasch, wie haltlos die Trennung oder gar Gegenüberstellung von Früh- und Spätphase und wie fruchtbar die intime Kenntnis des jungen Fontane ist – nicht zuletzt für das umfassendere Verständnis des Spätwerks. Lyrik, Briefe, Publizistik und autobiographische Aufzeichnungen zeigen allenthalben die Ansätze, die später die gesellschaftliche und literarische Position des „alten Fontane“ konstituierten. Sie demonstrieren nicht den Gegensatz, sie dokumentieren die Kontinuität. Der Gesellschaftskritiker und Zeitdiagnostiker Fontane hat sein literarisches Rüstzeug in einer Periode erworben, die die bürgerliche Literaturwissenschaft allzu gern und allzu einfach als Fontanes Preußensängerzeit abtat. Gewiß, seine Haltung im Vor- und Nachmärz war voller Widersprüche (er hat 1850 selbst bekannt: „Ich bin ein unglücklich Rohr: / Gefühle und Ge-

danken / Seh rechts und links, zurück und vor, / In jedem Wind ich schwanken“). Aber er hat sich stets — und zwar stets engagiert — mit der politischen Wirklichkeit Deutschlands auseinandergesetzt, und er gehörte, auch wenn er es nicht wahrhaben wollte, zu den profilierten Vormärz-Lyrikern und den namhaften Publizisten der achtundvierziger Revolution. (Vgl. dazu die Textdokumentation „Der junge Fontane. Dichtung, Briefe, Publizistik“, herausgegeben von Helmut Richter, die 1969 im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar erscheint.)

Einen begrüßenswerten Beitrag zur Besinnung auf diese Lehr- und Wanderjahre Theodor Fontanes leistet Helmuth Nürnberger mit seinem Buch über den „Frühen Fontane“. Der Titel ist ein wenig irreführend; denn es geht Nürnberger nicht um eine monographische Gesamtdarstellung Fontanes zwischen 1840 und 1860, sondern um dessen literarisch-politische Entwicklung unter dem Einfluß des England-Erlebnisses. „Wir sind“, schreibt der Autor, „unserer besonderen Problemstellung gefolgt; den Stoff gleichmäßig und erschöpfend zu behandeln muß einer späteren Darstellung vorbehalten bleiben.“ Biographische Fakten treten daher teilweise zurück, teilweise werden sie — wenn es um die England-Aufenthalte geht — sehr ausgiebig und oft mit neuen Details ausbreitet.

Die Resultate dieser Studie lassen sich an dieser Stelle natürlich nicht referieren; wir begnügen uns mit der Feststellung, daß Nürnbergers Bild vom „frühen Fontane“ im wesentlichen zu akzeptieren ist und daß es mit manchem Vorurteil und vielerlei Verzerrungen aufräumt. Hingewiesen sei nur auf die anregenden Parallelen, die Nürnberger immer wieder zwischen frühen Texten und späten Romanen zu ziehen sucht. Es ist bestechend, Fontanes erstes Prosabuch, „Ein Sommer in London“, mit bestimmten Aspekten der Berliner Romane in Verbindung gebracht zu sehen. „Aber mehr noch als für die Zeitgenossen“, bemerkt Nürnberger, „liegt der Reiz und die Bedeutung des Buches für uns Spätere nicht in der Berechtigung und Gegründetheit seiner Urteile. Wir lesen ‚Ein Sommer in London‘, wie das übrige Frühwerk, weil wir Fontanes Romane lesen und die Basis zu ihrem Verständnis zu verbreitern wünschen.“ Es ist erfreulich, daß Nürnberger nicht in ein neues Extrem verfällt und etwa den jungen Fontane überbewertet. Auch für ihn bleiben die Romane Fontanes gültige künstlerische Leistung.

Nürnberger differenziert seine Urteile sorgfältig, und er vermeidet alle pauschalen „Einschätzungen“ (ein Lieblingswort des Autors). Er stützt sich auf eine souveräne Kenntnis der Sekundärliteratur und gibt auch überall zu verstehen, wieviel sein Buch den grundlegenden Arbeiten von Charlotte Jolles verdankt, die seit Jahrzehnten — und weithin als einzige — die Forschung über den jungen Fontane repräsentiert. Vor allem

hat sich Nürnberger sehr intensiv mit den einschlägigen Fontane-Texten befaßt, und er konnte auch eine Reihe noch unbekannter oder erst jüngst zugänglich gewordener Texte heranziehen, die zwar das Gesamtbild nicht grundsätzlich verändern, aber in den Einzelheiten manches korrigieren und erhellen. In erster Linie ist eines der wichtigsten Dokumente für Fontanes dritten England-Aufenthalt erstmals vollständig einbezogen worden: der zum größeren Teil noch ungedruckte Briefwechsel Fontanes mit Henriette und Wilhelm von Merckel, der sich bekanntlich als Dauerleihgabe der Deutschen Staatsbibliothek Berlin im Potsdamer Fontane-Archiv befindet. (Übrigens stammen auch die im Anhang mitgeteilten Texte, darunter das John-Prince-Manuskript, durchweg aus Archiven der DDR.)

Ein umfangreicher Anmerkungsteil mit Zitaten, Quellennachweisen und vielfältig weiterführenden Angaben, ein Literaturverzeichnis und ein Register ergänzen dieses an Material und Anregungen reiche Buch.

Gotthard Erler

**Richard Brinkmann, Theodor Fontane.  
Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen.**

**München: R. Piper & Co. 1967. 203 S. 8°**

Wie nur wenige deutsche Hochschulgermanisten der Gegenwart schien R. Brinkmann zu einem Buch über Fontane vorbereitet und legitimiert zu sein, nachdem er vor zwei Jahrzehnten mit einer – leider ungedruckt gebliebenen – Dissertation „Das Bild vom Menschen bei Theodor Fontane“<sup>1</sup> debütiert und damit die erste wissenschaftlich ernstzunehmende Hochschulschrift über Fontane seit 1945 in Deutschland vorgelegt hatte, entschieden brechend mit Reminiszenzen an eine nazistische „Weltanschauung“ (in der westdeutschen Germanistik lange Zeit leider keineswegs der Regelfall); nachdem er als Tübinger Ordinarius später mit seinem großen Realismus-Buch hervorgetreten war<sup>2</sup>, in dem es zwar nicht expressis verbis um Fontane ging, viele Linien jedoch auf diesen zuliefen und von „Schülern“ denn auch eilfertig gezogen wurden: keineswegs immer im Geist des fortschreitenden „Lehrers“<sup>3</sup>. Nun also hat dieser endlich selbst gesprochen. Die Erwartung wurde nicht enttäuscht. Es ist ein zutiefst sauberes, ehrliches und ernstes, aber auch ein schweres Buch geworden, eher einem allmählichen Verfertigen der Gedanken beim Schreiben gleich, nichts von den hurtigen Pointen und kurzen Schlüssen, den Scheinantworten feuilletonistischer Improvisatoren. Daß B. einem von ihnen vor Jahren erlag<sup>4</sup>, hat mit der vorliegenden Leistung nur nach der Lehre vom Gegensatz etwas zu schaffen. Dieser Gegensatz begreift auch B.s Legitimation in sich ein; ablesbar ist sie –

von allem anderen noch abgesehen – an einem gerade bei Fontane ebenso verführerischen wie gefährlichen, ebenso leicht wie schwer zu handhabenden Medium, dem *Zitat*: einem sicheren Kriterium tatsächlich vorhandener Kenntnis. Ausnahmslos jeder Leitgedanke Fontanes wird von diesem zehnmals und öfter formuliert, zumeist in unterschiedlicher Nuancierung, stets in wechselnder Prägnanz und Schärfe. B. zitiert mit Recht oft und lang; daß er fast überall „richtig“ gewählt hat, beweist, was bei ihm „hinter der Szene spukte“, präsent war, ohne präsentiert zu werden. Nochmals: ein ernstes und schweres Buch, einem ethischen Traktat mitunter näher als einer literarisch-ästhetischen Untersuchung: ernstzunehmen aber in jedem Falle auch dort, wo kritisches Fragen provoziert wird.

Das Fragen beginnt nicht beim Leser. B. selbst fragt immer von neuem, ja er fragt recht eigentlich mehr, als er antwortet, ersetzt die Antwort durch weitere Fragen und bekennt sich damit zu einer für ihn noch weithin „offenen“ Situation der „Fontane-Renaissance“ (S. 11) unserer Tage, der mit unüberlegten Antworten (die Vergangenheit war voll von ihnen) nicht gedient ist. In der Geschichte dieser Renaissance wird das Buch denn auch zuerst seinen Platz behaupten – als Dokument.

Der Untertitel statuiert eine „*Verbindlichkeit des Unverbindlichen*“ und somit abermals eine Frage und ein Problem. Was mit der „Unverbindlichkeit“ in puncto Fontane (keineswegs nur hier) von der spätbürgerlichen Wissenschaft angestellt wurde, ist bekannt, und auch B. weiß es genau (vgl. S. 8 f., 31 u. a.), ohne auf diese Position zurückzugleiten. Nur selten fällt bei ihm die Vokabel noch, desto öfter die verwandte des „Relativen“ und der „Relativierung“ (Kernstellen: S. 94 f., 110 f., 114, 116, 152, 170, 178 f., 187). An der Art ihrer Anwendung aber läßt sich erkennen, in welcher Wandlung nunmehr auch die ernstzunehmende bürgerliche Fontane-Forschung begriffen ist. Relativierung bedeutet für B. nicht mehr ein des Scheidens und Wertens unwilliges und unfähiges Quiproquo, eine Negierung und Eliminierung aller objektiven Bezugssysteme. Relativierung bedeutet im Gegenteil die Zurückführung aller „Ordnungen“ auf *historische* und *gesellschaftliche* Bedingungen: indem Fontane jene Ordnungen „historisch relativiert, indem er ihre falschen und absoluten Ansprüche zurückweist und negiert, begründet und legitimiert er ihre wahren Ansprüche, ermöglicht ihre Änderung und macht sie frei für eine Wandlung zum Neuen“ (S. 95).

Diesem „Neuen“ fragt nun B. keineswegs mit der wünschbaren Konkretheit nach, weder historisch noch ästhetisch. So kommt es, daß über „Verbindlichkeit“ zwar viel gegrübelt wird, daß aber gerade hier die Antworten ausbleiben – mit Ausnahme etwa der Resümees zu dem kritisch-klugen Kapitel „Weltfrömmigkeit und Säkularisation. Die histo-

rische Balance im Bereich der Religion“ (S. 155–179)<sup>5</sup>, mit Ausnahme auch der (leider nicht leicht verständlichen) Gedanken über die „Bindung des Menschlichen an die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit...“, einer so verbindlichen Verknüpfung, daß das geschichtlich-gesellschaftlich Bedingte für seinen geschichtlichen Augenblick unvertauschbares Medium des Humanen wird“ (S. 187 f.).

Die *historische* Ursache für den Mangel liegt im radikalen Verzicht auf eine genetische Methode, soweit sie mehr ist als ein Fragen nach der Abfolge formaler epischer Strukturen. Ausgeklammert ist der gesamte Bereich, in dem sich subjektive Erfahrung und Erkenntnis objektiver historischer Vorgänge als Entwicklung niederschlägt und schließlich als Entscheidung – ein bei Fontane aufs spannendste und konsequenteste, vor allem aufs folgenreichste ablaufender Prozeß. B. kennt dessen Ergebnisse sehr wohl und unterbreitet die Hauptbelege gewissenhaft und zuverlässig. Aber alles bleibt statisch, und die Darstellung der „Inhumanität ... der Gesellschaft und ihrer tonangebenden Repräsentanten (S. 190) durch Fontane wird zwar registriert, nicht aber erklärt aus einem Nexus von Ursache und Wirkung, von Beginn, Folge und schließlichem Ziel. So ist „das Neue“ für B. ein weit abstrakterer Begriff als für Fontane (im Gegensatz zu B.s Meinung; vgl. u. a. S. 26, 83), so droht auch der für Fontane allezeit provokativen Dialektik von Gesellschaft, Geschichte und Gegenwart die Erstarrung im (detailgesättigten!) Akademismus. Am empfindlichsten wird davon betroffen der Versuch einer Rekonstruktion des Anfangsweges von den „Wanderungen“ über „Vor dem Sturm“, „Allerlei Glück“ und die beiden historisierenden Novellen bis zu „Schach“ und „L'Adultera“ (S. 48–74)<sup>6</sup>.

Der *ästhetische* Mangel hängt aufs engste damit zusammen. B., der im übrigen so differenzierte, beachtenswerte und „humane“ Vorschläge für die Bestimmung von Fontanes „Realismus im Roman“ (S. 41, vgl. u. a. auch S. 94) zu unterbreiten weiß, meint doch gleichzeitig, Fontane sei „in den Grundanschauungen über Realismus in der Dichtung ... durch die Jahre seiner eigenen künstlerischen Produktivität hin einigermaßen beständig geblieben“ (S. 42), und geht mit dieser Behauptung bis ins Jahr 1853 zurück. Da kann freilich von „Entwicklung“ und „Neuem“ keine Rede mehr sein; B. versperrt sich selbst jeden Weg zu einer Antwort auf seine Hauptfrage „nach den Ursachen der Zwiespältigkeit zwischen Fontanes Überzeugungen von den gesellschaftlichen Verhältnissen und Forderungen seiner Ära und dem Bild der Romane“ (S. 47). Aber bestehen denn „Widerspruch“ (S. 32) und „Diskrepanz“ (S. 33, 38) tatsächlich? Die Forschung der letzten Jahre hat so überzeugend gezeigt, welche Funktion der umfassenden Verwendung des *Symbols* in der reifen Epik Fontanes zukommt – dieser kopernikanischen Wendung zu einem „Neuen“ –<sup>7</sup>, daß sich hier ein Nachweis erübrigt. Wenn Ref.

richtig sieht, erscheint der Begriff nicht ein einziges Mal bei B.; die weitgespannte, immer wieder aufgegriffene Auskultation der Fontaneschen Kategorie der „Verklärung“ (S. 39 ff., 106, 181) kommt – kaum glaublich – völlig ohne ihn aus; die Einsicht in das „Transparentmachen der bloßen Wirklichkeit auf ihren menschlichen Gehalt hin“ (S. 40, 41) biegt ab, ehe das entscheidende Wort fällt; ja, ungenannt wird das Symbol anlässlich von „L'Adultera“ als „Schwäche“ und „fragwürdige poetische Technik“ (S. 140 f.) preisgegeben. Kein Zweifel: „Zwiespältigkeit“, „Widerspruch“ und „Diskrepanz“ werden von B. mehr bestaunt, fast beklagt, als bejubelt; eine vordergründig engagierte, „zornige“ Roman- kunst fügte sich seinem ethischen Rigorismus leichter ein. So aber scheinen für ihn im letzten der tendenziöse Briefschreiber und der „untendenziöse“ Romancier (S. 192) zwei ganz verschiedenen Arten der Gattung *animal sociale* anzugehören, was übrigens nicht einmal dann stimmt, wenn man innerhalb von B.s linearem Gleichungsansatz bleibt („Zweck“ von „Frau Jenny Treibel“: Brief vom 9. 5. 1888; „Tendenz“ von „Storch von Adebar“: Brief vom 24. 6. 1881; über den Bourgeois und seine notwendige „Abschaffung“ im 14. und 18. „Stechlin“-Kapitel; über die „unbeschreiblich schöne“ Vorstellung, „daß... ein Lied eine politische Tat geweckt oder gezeitigt habe“, im 12. Kapitel der „Kinderjahre“ usw. usw.).

B. beschäftigt sich ausschließlich mit dem alten Fontane und seinem Romanwerk (die Einbeziehung der „tendenziösen“ Alterslyrik hätte heuristische Dienste leisten können). Realismus, Sittlichkeit und Humanität, die Möglichkeiten ihrer Verwirklichung in Zeit und Gesellschaft sind die immer von neuem variierten Themen. Die einzelnen Kapitel gehen komplex ineinander über, überlagern sich, ja schließen sich fast zu einem Kreis, dessen letzte Antwort nicht allzu weit von der ersten Frage steht. Nur wenn sich der Leser in diesen (abermals: auf Entwicklung verzichtenden) Zirkel einspannen läßt, vermag er zu profitieren; es ist das Schwere, von dem die Rede war. Fontane profitiert jedenfalls, mit ihm die Forschung. Ausschließlich und immer ist er das Zentrum; kein einziger Exkurs, kaum eine kleine Abschweifung.

Über „realistische Situationsethik“ (eine echt B.sche Fügung) und „personalistische Moral“ wird anhand des großen Dialoges Innstetten-Wüllersdorf scharfsinnig gehandelt (S. 87–94) und andernorts über die „Aktualisierung von Freiheit und Humanem“ (S. 113 f., 121 f.); über den Humor fallen gewichtige (philosophisch noch mehr als poetisch relevante) Sätze, fast zu „schwer“ für Fontane (S. 125, 151 ff.); insbesondere dem „Gespräch als menschlicher Realität“ und als „dialektischem Weg“, an dessen Ende die Entscheidung steht, wird eine Untersuchung gewidmet, der die bisherige Forschung nichts Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat (S. 127–154; vergl. S. 181–186). B. hat festesten Boden unter den Füßen.

Ein Glanzstück noch ganz zum Schluß: Nachweis „entschiedener Überformung der erzählten Wirklichkeit von einem subjektiven ästhetischen Prinzip... aus – bei gleichzeitiger Wahrung einer von der Beobachtung der Zeitwirklichkeit her verbürgten Wahrscheinlichkeit“ (S. 182), der „Vereinigung von potenziierter..., nicht verschleierter Subjektivität und ‚objektiver‘ Wahrheit des Lebens“ (S. 185) bei Fontane, dem „entgegelten“, dem „gelassenen Realisten“ (S. 116, 188).

Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter

### Anmerkungen

- 1 Tübingen 1948; 232 u. 4 gez. Bl. (Masch.-Schr.)
- 2 „Wirklichkeit und Illusion. Studien über Gehalt und Grenzen des Begriffs Realismus für die erzählende Dichtung des 19. Jahrhunderts“. Tübingen 1957, 1966; 347 S.
- 3 Vgl. etwa Josef Thanner, „Die Stilistik Theodor Fontanes. Untersuchungen zur Erhellung des Begriffes ‚Realismus‘ in der Literatur“ (The Hague, Paris 1967; 160 S.), passim. — Dazu meine Rez. in DLZ, Nr. 8/1968, Sp. 0713–717.
- 4 Peter Demetz, „Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen“. München 1964, 246 S. — Dazu R. Brinkmann in: Germanistik 6, 1, Januar 1965, S. 120 ff.
- 5 Mit Nutzen hätte dazu noch herangezogen werden können: Pierre-Paul Sagave, „Aspects du protestantisme dans les romans de Fontane“ in: Etudes Germaniques 14, 1, Januar bis März 1959, S. 22–39 (= P. P. S., „Recherches sur le roman social en Allemagne“, Aix-en-Provence 1960, S. 67–86).
- 6 Vgl. dagegen u. a. nur: Hans Oelschläger, „Theodor Fontane. Sein Weg zum Berliner Gesellschaftsroman“. Diss. Marburg 1954, 225 gez. Bl. (Masch.-Schr.); Dietrich Sommer, „Prädestination und soziale Determination in Fontanes Romanen“ in: Theodor Fontanes Werk in unserer Zeit, Potsdam 1966, S. 37–52.
- 7 Ein einziger allerjüngster Titel stehe für viele: Vincent J. Günther, „Das Symbol im erzählerischen Werk Fontanes“. Bonn 1967, 138 S.

## Mitteilungen

### Vorträge

Anlässlich des Tages, an dem Theodor Fontane vor siebzig Jahren in Berlin, Potsdamer Straße 134 c, starb, hielt Joachim Schobeß am 19. und 20. September Fontanevorträge in Rheinsberg (Mark) und in der Geburtsstadt Neuruppin vor 257 Besuchern. Dr. Hans-Heinrich Reuter referierte in Erfurt. Gotthard Erler sprach am 24. September in Bad Freienwalde (Oder) und am 25. Oktober in Neuruppin.

### Bitte

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

### Vorankündigung

Wir werden im Heft 8 folgende Beiträge veröffentlichen:

1. Dr. Frido Mětšk (Bautzen): Das Oderland in Fontanes Wendenkonzeption.
2. Professor Masaru Fujita (Yamagata in Japan): Ein umstrittener Spruch des alten Fontane. Mit einem unveröffentlichten Brief Thomas Manns aus dem Fontane-Archiv.
3. Professor Dr. Paul-Pierre Sagave (Paris): Die Perspektive der Arbeit über Theodor Fontane in Frankreich.

Wir planen 1969 weitere Veröffentlichungen. Sonderheft 2 der „Fontane-Blätter“, das zum 150. Geburtstag Theodor Fontanes herauskommt, wird vor allem neue Materialien zur Entstehungs- und Textgeschichte Fontanescher Romane enthalten. Es handelt sich dabei um einen Teilvorabdruck aus den Kommentaren zur achtbändigen Ausgabe der Romane und Erzählungen Fontanes, die 1969 im Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, erscheinen wird.

Im Heft 9 der „Fontane-Blätter“, das ebenfalls zum 150. Geburtstag des Dichters erscheinen wird, werden wir voraussichtlich Unveröffentlichtes von Theodor Fontane bringen, und zwar die „Rr-Novelle“ und Aufzeichnungen zu den Likedeelern, bearbeitet von Professor Dr. habil. Hans-Werner Seiffert, Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und „Melusine von Cadoutal“, bearbeitet von Gotthard Erler.

### Das Grab der Mutter Theodor Fontanes

Brandenburgische Neueste Nachrichten (Potsdam) 23. Juli 1968: In Vorbereitung des 150. Geburtstages Theodor Fontanes übernahmen Schüler der Fontane-Oberschule in Neuruppin die Pflege der Grabstelle der Mutter Fontanes. Die Mutter des großen Dichters, Emilie Fontane, geborene Labry, wurde am 21. August 1789 in Berlin geboren; sie verstarb am 13. Dezember 1869 in Neuruppin. Auf dem alten Neuruppiner Friedhof wurde sie beerdigt. Ihre Grabstelle steht unter Denkmalschutz.

## Ergänzungen zur Bibliographie des „Tunnels über der Spree“

Die Schriften, die der Literarische Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“ selbst herausgegeben hat, wie auch das wichtigste Schrifttum über den „Tunnel“ findet man an zwei Stellen verzeichnet. Einmal in den einschlägigen Abschnitten von

Joachim Schobeß: Literatur von und über Theodor Fontane. 2. Aufl. — Potsdam 1965 (Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek, Potsdam. Theodor-Fontane-Archiv. Bestandsverzeichnis. T. 2.) — bes. S. 86–89, 118–128

sowie in dem Bericht von

Joachim Krueger: Das Archiv des „Tunnels über der Spree“ und die Fontane-Sammlung in der Universitätsbibliothek. In: Forschen und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin. Bd. 3. — Berlin 1960, S. 439–447.

Im folgenden sollen dazu einige Ergänzungen an älterer und neuerer Literatur mitgeteilt werden:

### A. Autobiographien, Memoiren

1. Hoffmann von Fallersleben, Heinrich: Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Bd. 3. — Hannover 1868, S. 195
2. Castelli, Ignaz Franz: Memoiren meines Lebens. Neu hrsg. von Josef Bindtner. Bd. 2. — München 1913, S. 165 f. (Denkwürdigkeiten aus Alt-Österreich. Bd. 10.) [zuerst 1861]
3. Bode, Wilhelm von: Mein Leben. Bd. 1. — Berlin 1930, S. 30 f.

### B. Briefe

4. Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler. Bd. 1.2. — Berlin u. Weimar 1968 (Bibliothek Deutscher Klassiker.) [vgl. die Register]

### C. Darstellungen

5. [Über das 25. Stiftungsfest des „Tunnels“]. In: Leipziger Illustrierte Zeitung. Jg. 1853, Nr. 498 vom 15. 1., S. 39
6. [Über das 31. Stiftungsfest des „Tunnels“]. In: Berliner Revue. Bd. 15 (1858), S. 455 f.
7. Ring, Max: Das Fest des literarischen Sonntagsvereins. In: Vossische Zeitung. Jg. 1859, Nr. 265 vom 12. 11. [wieder abgedruckt in Nr. 14]

8. Ziel, Ernst: Litterarische Reliefs. Reihe 3. — Leipzig 1888, S. 187—199
9. Friedel, Ernst: Beiträge zur Geschichte der Litterarischen Sonntagsgesellschaft (Tunnel über der Spree) in Berlin. 1. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. Jg. 7 (1890), S. 41 f.
10. Geiger, Ludwig: Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Bd. 2 — Berlin 1895, S. 449—452
11. Béringuier, Richard: Der Tunnel über der Spree. In: Berliner Kalender. 1908
12. Rapsilber, M.: Der Tunnel über der Spree. In: Der Roland von Berlin. (1920), S. 2—4
13. Zobeltitz, Fedor von: Vom Tunnel über der Spree. In: Vossische Zeitung. Jg. 1920, Nr. 207 vom 23. 4.
14. Hasselberg, Felix: Wie der „Tunnel“ Schillers hundertsten Geburtstag feierte. Ein Zeitungsbericht von 1859. In: Berlinische Blätter. 1 (1933/34), S. 187—189

#### *D. Einzelne Personen*

15. Fittbogen, Gottfried: Alexis Adolphi im Berliner „Tunnel über der Spree“. In: Baltische Monatshefte. 1936, S. 412—420
16. Behrend, Fritz: Fontane im „Tunnel über der Spree“. In: Theodor Fontane. Zur Feier seines hundertsten Geburtstages. Hrsg. von Paul Hoffmann. — Berlin 1919, S. 7 (Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins. 1919, Nr. 12, Beilage.)
17. Riehemann, Maria: Bernhard von Lepel. Sein Leben und seine Dichtungen. Münster Phil. Diss. 1925
18. Wirth, Irmgard: Mit Adolph Menzel in Berlin. — München 1965, S. 140—143
19. Heinrich von Mühler, Königl. Preußischer Staats- und Kultusminister. — Berlin 1909, S. 30—32
20. Lobstein, Paul Lakatos: Scherenberg Frigyes Kerestély. A „Tunnel über der Spree“ irodalmi Társaság. — Budapest 1905 [vgl. dazu Euphorion 16 (1909), S. 822—824]
21. Ulich, Robert: Christian Friedrich Scherenberg. Leipzig Phil. Diss. 1915
22. Danzig, Katharina: Gehalt und Form der Balladen des Grafen Moritz von Strachwitz. Leipzig Phil. Diss. 1932
23. Gottschalk, Hanns: Strachwitz und die Entwicklung der heldischen Ballade. Breslau Phil. Diss. 1939. — Dr. Joachim Krueger.

1. Ziel Ernst Litznersche Reihe: Die Geschichte der...
2. Fiedel Franz: Beiträge zur Geschichte der...
3. Gesellschaft: Festschrift über die...
4. Verzeichnis der Geschichte der...
5. Litzner, Ernst: Beiträge zur...
6. der preussischen Hauptstadt, Bd. 1 - Berlin 1893, S. 1-100
7. Heringer, Richard: Der Tunnel über der Spree in Berlin. Kaiser...
8. der 1898
9. Heringer, M.: Der Tunnel über der Spree in Berlin von Berlin...
10. (1893), S. 1-100
11. Eobelin, Peter von: Vom Tunnel über der Spree in Vostocke Spree...
12. Nr. 107 vom 23. 1.
13. Heringer, Peter: Wie der Tunnel, Schiller'sche Buchhandlung, Berlin...
14. (1893), S. 1-100
15. E. Eusebe Petronas
16. Kitzinger, Gottlieb: Alexs. Adelphi im Berliner Tunnel über der Spree. In: Baltische Monatshefte 1893, S. 1-100
17. Schmidt, Fritz: Festschrift für den Tunnel über der Spree. In: Theodor Fontane zur Feier seines hundertsten Geburtstages. Hrsg. von Paul...
18. Hoffmann, Eberhard: Die Mittelschiffbau der Spree. In: Die...
19. Riehm, Maria: Bericht von Eberhard Hoffmann über die Bauarbeiten...
20. Wirth, Ingrid: Mit Adolph Meissel in Berlin - München 1893. S. 140-143
21. Heringer von Müller, König: Festschrift über den Kaiserinnen...
22. Berlin 1900, S. 30-32
23. Lobstein, Paul: Lasker, Scherender, Fingers, Kerstner, A. Tunnel über der Spree. In: Baltische Monatshefte - Budapest 1902, S. 1-100
24. Kapitation 18 (1900), S. 1-100
25. Ulrich, Robert: Christian, Friedrich, Scherender, Leipzig, Phil. Diss. 1911
26. Die Spree, Teil 1, S. 1-100
27. Kitzinger, Katharina: Gehalt und Form der Balladen des Grafen Moritz von Schwitz. Leipzig, Phil. Diss. 1932
28. Gottschalk, Hans: Schwitz und die Entwicklung der haldischen Ballade. Breslau, Phil. Diss. 1933 - Dr. Johann Kitzinger, Leipzig

## Inhaltsverzeichnis Heft 7

Theodor Fontane:	
Unveröffentlichter Brief an Friedrich Eggers . . . . .	309
Theodor Fontane:	
Zwei unveröffentlichte Briefe an Dr. Karl Eggers . . . . .	312
Gotthard Erler (Berlin):	
„Ich bin der Mann der langen Briefe.“ Bekanntes und Unbekanntes über Fontanes Briefe . . . . .	314
Gerhard Engelmann (Potsdam):	
Theodor Fontane und Heinrich Berghaus . . . . .	331
Heinz-Dieter Krausch (Potsdam):	
Die natürliche Umwelt in Fontanes ‚Stechlin‘. Dichtung und Wirklichkeit . . . . .	342
Gotthard Erler (Berlin):	
Die Dominik-Ausgabe. Eine notwendige Anmerkung . . . . .	354
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs (Neuerwerbungen und -erscheinungen) . . . . .	358
Buchbesprechungen:	
Fontanes Briefe in 2 Bänden. Berlin & Weimar: Aufbau-Verlag 1968. (Rezensent: Dr. Joachim Krueger) . . . . .	369
Helmuth Nürnberger: Der frühe Fontane. 1840 bis 1860. Politik, Poesie, Geschichte. Hamburg: Christian Wegner Verlag 1967. (Rezensent: Gotthard Erler) . . . . .	371
Richard Brinkmann: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. München: R. Piper 1967. (Rezensent: Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter) . . . . .	373
Mitteilungen . . . . .	378
Joachim Krueger (Berlin):	
Ergänzungen zur Bibliographie des „Tunnels über der Spree“	380

- Herausgeber: Theodor-Fontane-Archiv der Brandenburgischen Landes- und Hochschulbibliothek, Potsdam, in Zusammenarbeit mit dem „Kreis der Freunde Theodor Fontanes“.
- Redaktion: Dr. Heino Brandes, Paul Conrad, Gotthard Erler, Joachim Schobeß, Ursula Wysbar.
- Postanschrift: „Fontane-Blätter“. Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34.  
Telefon: 47 51, App. 133 und 2 13 14.
- Postscheckkonto: 221 90 beim Postscheckamt Berlin, Kennzeichen „Fontane-Blätter“.
- Druck: VEB (K) Buch- und Offsetdruckerei Potsdam I 16 7 835  
F 623 68

